Heimatkunde der Stadt Zürich

BÜ 49

Wih 156

Lesebuch

zur

Heimatkunde der Stadt Zürich

von

Fritz Gaßmann

Bilder von Hans Witzig

1926

Verlag der Schul- und Bureaumaterialverwaltung
der Stadt Zürich.

Dritte
vollständig
umgearbeitete
Ausgabe

I.

Haus, Gasse und Umgebung.

Im Neubau.

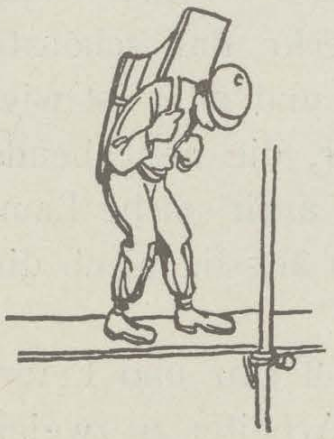
Gegenüber Hansens Stube, an der andern Seite der Straße, haben die Maurer ein großes, neues Haus aufgebaut. Deutlich hört man das Klopfen und Poltern, wenn die Fenster offen stehen. Hans tritt auch oft ans Fenster, um den Arbeitern zuzusehen und das große Haus zu betrachten.

Ja, das ist ein schönes Gebäude; aber inwendig soll es doch am besten sein. Es ist sogar ein kleines Zimmerchen von Eisen und Glas darin, worin man nach oben und nach unten fahren kann, wenn man nicht die vielen Treppen laufen will und wohl gar etwas Schweres zu tragen hat. Und in den Zimmern sind keine Oefen, und die Kinder brauchen nicht etwa Kohlen aus dem Keller zu schleppen — bewahre, ein großer Ofen steht unten im Keller, und Röhren laufen im ganzen Hause herum, worin das warme Wasser nach oben steigt. Und an der Wand, gleich neben der Türe, ist ein kleiner Griff — einmal umdrehen — gleich brennt unter der Decke das schönste gelbe Licht; — noch einmal umdrehen, und alles ist wieder dunkel. Ei, wenn die arme Mutter, die des abends noch bei fremden Leuten waschen muß, auch solche Lampen hätte, da brauchte sie sich nicht zu ängstigen, ob die Kinder wohl die Lampe umwerfen.

Aber jetzt klingelt es. Das bedeutet 6 Uhr und Feierabend. Und nun gehen auch bald alle Arbeiter zu zweien

oder dreien nach Hause, einige mit der Zigarre im Munde, einige mit einem vollgepackten roten Taschentuch unter dem Arm. Da sind zwei Maurer in weißen Hosen, mit weißen Händen — aber ihre Röcke sehen ganz sauber aus. Die haben den ganzen Tag oben auf dem Gerüst gestanden und haben die Striche zwischen den Rotsteinen mit feinem weißem Zement ausgeputzt. Man kann genau sehen, wie weit sie gekommen sind; aber ihre Gerätschaften stehen nicht mehr auf dem Gerüst, die haben sie, als sie durchs Fenster hineinkletterten, mitgenommen. — Da kommen die beiden Schlosser, die heute den eisernen Gartenzaun aufgestellt haben. Die haben es gut, die brauchen bloß ihre Röcke vom Hag zu nehmen, — sieh, der eine hat eine Flasche im Rocksack stecken. Ihr Gesicht ist schwarz und nur die Augen darin weiß. — Nun kommen die Schreinergesellen, die haben inwendig gearbeitet. Man kann sie immer hinter den Fenstern sehen, da lagen dicke Haufen kleiner blanker Bretter, die werden auf den Fußboden gelegt und der wird dann so blank wie ein Tanzsaal. Und die kleinen Kinder, die später in einer solchen Stube spielen, die können glitschen nach Herzenslust, auch wenn kein Winter ist.

Sieh, da kommt der letzte, der Abschließer. Die kleine Kellertüre, die kann er abschließen, aber die große Haustüre ist noch gar nicht da — da stellt er ein paar große Bretter kreuz und quer davor. Was soll denn auch ein Dieb aus einem solchen Neubau mitnehmen? Es sind ja noch gar keine Möbel darin, nur Werkzeuge, Sägen, Beile, Nägel.



Einmal war Hans im Neubau. Es war gerade Mittag, die Maurer stan-

den vor der Türe und rauchten, die Lehrjungen balgten sich herum. Hans war eben aus der Schule gekommen und schaute zu. Da fragte ihn einer, den er gut kannte, ob er auch schon im Fahrstuhl gesessen habe. „Nein". „Dann vorwärts!" Und sie traten ein, der andere Lehrjunge bediente, und schwupp, stiegen sie nach oben. Aber sie waren erst halb oben, da kam der Vorarbeiter und schimpfte, was sie da immer an dem Aufzug zu tun hätten. Da stiegen die beiden oben leise aus und gingen durch die Zimmer.

Hu, wie sah es da aus! In einem Zimmer stand ein langer Tisch und lange Streifen buntes Papier lagen darauf, ein Kleistertopf stand daneben. In der Ecke lag ein Haufen fleckiges Malerzeug. — „Komm hier nebenan!" Und die Füße gingen so leise wie auf Gummi. Große Rollen wie Leder, aber mit bunten Blumen darauf, standen neben der Türe. Das ist auch kein Leder, das wird aus fein gemahlenem Kork mit Oel zusammengepreßt, — es riecht auch nach Oel. Und mit Leim wird es auf den Fußboden festgeklebt.

„Komm, wir wollen nach unten!" Da standen Türen auf dem Vorplatz, die waren noch von rohem Holz, nicht farbig und nicht glänzend, und die Rahmen, die in dem Mauerloch sitzen sollten, standen daneben. Man konnte in dem Mauerloch noch die roten Backsteine sehen. Und der Fußboden lag voll von Spänen und Holzsplitterchen. — Aber die Treppe sah aus! Nirgends ein Geländer! Aber eine Menge runder, hübsch verzierter Knüppel waren schon gekommen, die sollten nun befestigt werden.



Unten in der Haustüre kamen ihnen ein paar Leute entgegen, und

der vornehme Herr, der mit ihnen ging und ihnen wohl die Zimmer zeigen wollte, schalt den Lehrjungen aus, als er den fremden Jungen in seinem Hause herumlaufen sah. Da machte unser Hans, daß er wegkam.

Wenn man in einem Miethause wohnt.

Die Mutter sagte zu ihren vier Kindern Fritz, Hans, Paul und Frieda: „Ich gehe jetzt in die Stadt. Seid artig miteinander und macht keinen Unfug, wenn etwa Besuch kommt. Setzt euch hinter die Schulaufgaben. Du Kleine, strick, und Paul, vergiß das Ueben nicht. Auf Wiedersehen!“

Kaum war die Mutter auf dem Weg, läutete es. Frieda ging auf den Balkon und sah zur Haustüre hinunter. Sie war erfreut; denn unten stand ihre Freundin Erika mit der kleinen Schwester Grete. Sie rief die zwei herauf und öffnete ihnen die Gangtüre. „Das ist recht, daß ihr kommt, wir sind ganz allein, die Mutter ist fort,“ sagte Frieda. Sie traten in die Stube, während die Brüder im Nebenzimmer arbeiteten. „Was wollen wir spielen?“ hieß es nach einer Weile. Erika machte den Vorschlag, „Gespenster“ zu spielen und sich zu diesem Spiel recht schrecklich zu verkleiden. Alle waren einverstanden. Nun sollte das „Fürchtemachen“ losgehen, und zwar wollte Frieda das Gespenst sein. Sie nahm Erika auf die Seite und flüsterte ihr ins Ohr: „Wenn ich dann an die Türe poltere, läßt du schnell die Rolläden herunter, damit es in der Stube dunkel wird.“



Also ging sie hinaus und suchte in den Kästen nach Kappen und passenden Kleidungsstücken. Sie zog Mutters

schwarzen Mantel an und setzte des Vaters steifen Hut auf, der am Haken hing. Sie beschaute sich im Spiegel, fand aber, daß sie noch zu wenig schrecklich aussehe. Sie nahm deshalb den Hut wieder ab und zog erst ein weißes Tüchlein über das Gesicht. Sie ergriff einen Stock und polterte an die Stubentüre. Sie hörte, wie drinnen die Rolläden hinuntergingen und trat ein Weilchen nachher in die dunkle Stube, wo die andern in gespannter Erwartung dasaßen. Langsam ging das „Gespenst" auf sie zu. Da fing die kleine Grete an fürchterlich zu heulen, als ob sie am Spieß stäke. Sie rannte um den Tisch herum, schoß an alle Möbel und riß die Decke vom Buffet herunter; und der Zwetschgenkuchen, der für das Abendessen dort lag, fiel klatschend auf den Boden, unglücklicherweise gerade auf die Zwetschgenseite. Das „Gespenst" drehte schnell das Licht an und flickte den Kuchen wieder zusammen, so gut es ging, indes Erika die Läden aufzog. Sobald es hell war, erkannte die Kleine die Ungefährlichkeit des Gespenstes und beruhigte sich.

Auf den Lärm kamen Friedas Brüder aus der Nebenstube herein, zu sehen, was los sei. Ihre Arbeitslust war auch nicht groß. Als Paul die Mädchen erblickte, sagte er: „Wißt ihr was? wir veranstalten ein Klavierkonzert. Ihr setzt euch dort auf den Divan, ihr seid die Zuhörer. Wir spielen aber sechshändig. Ich stehe unten und spiele irgend einen Unsinn. Du, Hans, spielst in der Mitte und Fritz oben." Auf drei ging der Lärm los. Die Mädchen schrien bravo und klatschten in die Hände. „Hat es nicht geläutet?" sagte Fritz. „Wir haben nichts gehört," riefen die andern. Das zweite Konzertstück sollte eben beginnen, als



es wirklich klingelte, diesmal lang und deutlich. Jetzt wurde es still, und Fritz ging hinaus, zu sehen, wer es sei. Vor der Glastüre stand Frau Berger, die gefürchtete Hausmeisterin. „Ist eure Mutter da?“ wollte sie wissen. „Die Mutter ist in der Stadt.“ „Aber, was fällt euch eigentlich ein,“ brach Frau Berger los, „ sich so aufzuführen? Wollt ihr wohl aufhören mit eurer Klimperei?“ Damit ging sie langsam die Treppe hinunter.

Fritz kehrte ein bißchen kleinlaut in die Stube zurück und berichtete den Mädchen über den unerwünschten Besuch. „Die klatscht natürlich der Mutter,“ sagte Frieda, und es wurde ihr beinahe ein bißchen unbehaglich. Die Lust zum Mutwillen war verflogen, denn sie erinnerte sich plötzlich an ihre Arbeit. Erika und ihre Schwester verabschiedeten sich schnell, und die Brüder kehrten zu ihren Aufgaben zurück.

Am Abend tischte die Mutter den Zwetschgenkuchen auf. Er bröckelte voneinander und der Vater sagte mit schelmischem Lächeln: „Das ist aber ein mürber Teig. Die Zwetschgen scheinen auch nicht mehr alle am alten Ort zu liegen, es hatt allweg ein bißchen geerdbebnet.“ Die Mutter schaute eins ums andere fragend an, aber sie beugten sich merkwürdig tief über ihre Tassen . . .

Beim Maler.

Herein, rief eine starke Stimme, und Hans trat mit der Mütze in der Hand in die niedere Stube. Da saßen sie alle beim dampfenden Mittagessen, der Onkel Malermeister und die Frau und die Kinder, und ließen es sich gut schmecken. „Guten Tag, Onkel,“ sagte Hans. „Sieh da, Hans,“ sagte der Onkel, „setz dich und iß auch einen

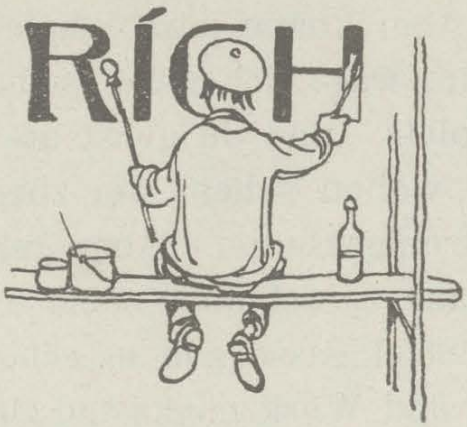
Teller Erbsensuppe mit.“ „Nein, ich danke,“ sagte Hans lachend. „Ich wollte mal fragen, ob unser Vater wohl einen Topf braune Oelfarbe bekommen könnte.“ „Nun sieh einmal da! Dein Vater will wohl auch malen?“ „Ja, unser Fenster hinten in der Kammer hat gar keine Farbe mehr, das Holz ist schon ganz faul. Und der Vater hat gesagt, es wäre die höchste Zeit, daß wieder Farbe darauf käme.“ „Nun sieh einmal da,“ sagte der Onkel und wischte sich den Mund ab, „das ist doch mein Geschäft, vom Malen versteht er doch nichts. Malen ist doch eine Kunst.“ „Ach nein,“ sagte Hans und lachte, „das ist keine Kunst, ich kann auch malen. Malen können alle Leute. Malen können die Schreiner, die Zimmerleute, die müssen doch mitunter ein Brett oder einen Balken anteeren. Malen können die Schlosser, die müssen ja die neue Eisenbahnbrücke mit roter Mennige anstreichen.“ „Aber ich will dir etwas sagen, Hans, das sind ja alles Anstreicher.“ Und er steckte sich eine Zigarre an und setzte sich in die Sophaecke hinein, während die Frau das Geschirr abtrug. „Meinst du denn, wir brauchten bloß Häuser anzustreichen und Kisten und Kasten und Laternenpfähle? Sag mir einmal, kannst du denn auch Blumen und Aepfel und grüne Zweige unter die Stubendecke malen?“ „Jawohl,“ sagte Hans ganz keck, „die Maler haben ja solche ausgeschnittene Muster, und dann braucht man bloß mit dem Pinsel darüber zu fahren, so ist die Zeichnung fertig.“ „Und wie macht man gerade Striche?“ „Die macht man mit dem Lineal oder gar mit einem Bindfaden.“ „Und getupfte Wände?“ „Mit einem Schwamme.“ „Und punktierte?“ „Da klopft man mit dem Pinsel gegen ein Lineal.“ „Aber wie wird ein Name geschrieben?“ „Da werden mit einem Blatt Papier erst feine Punkte vorgezeichnet.“ „Und wie macht man's, daß die Hand ruhig ist und die feinen Buch-

staben ganz scharf werden?“ „Da stützt man die Hand auf einen Stock.“

„Bravo, bravo,“ sagte der Onkel Malermeister, „du hast die Prüfung gut bestanden. Nun sollst du auch den Topf Farbe haben.“

In der kleinen Werkstatt, wo der Onkel seine Farben aufbewahrte, sah es gräßlich aus. Da standen auf den Gestellen und auf einem kleinen Tisch, ja sogar auf dem Boden und auf dem Fenstergesimse Farbentöpfe von allen Arten, — richtige Töpfe mit einem Henkel, Blechtöpfe, Steinkrüge und große Eimer. Und Farben darin, wie man sie sich nur denken kann. Da war rot, gelb, grün, blau, hellrot, dunkelrot, braunrot, gelbrot, feuerrot, blutrot und noch vieles andere mehr. Da war auch trockene Farbe, blaues und grünes Pulver und noch anderes, und der Onkel konnte sich daraus mit Wasser oder Oel flüssige Farbe machen; fettige, trübe Flaschen, worin Oel gewesen war, standen genug auf dem Boden herum. Und alles voll von Farbenklecksen, die Wände, die Scheiben und der Tisch; das Malergewand, das an einem Nagel neben der Türe hing, dicke Päcke Zeitungspapier, die in einer Ecke lagen; die Körbe und Kästen, ja sogar die Lineale und die Schablonen — alles, alles verkleckst, verschmiert und mit bunten Farben besät. — „Ja, ja,“ sagte der Onkel Malermeister, „das sieht hier bös aus, aber da hilft auch kein Reinmachen und kein Abseifen, die Farbe läßt sich nicht wegbringen.“ „Aber wie riecht das hier so nach Kitt!“ Ja, das war es, in einem dicken Papier auf dem Boden lag ein Haufen Kitt, weich, naß und so biegsam, daß Hans aus einem Stückchen davon mit seinen Händen sich drehen konnte, was er wollte, eine Kugel, ein Ei, eine lange, lange Wurst, ja sogar eine kleine Frau und einen Vogel. Das war sehr schön, aber seine Hände rochen nun wie

Malerhände, nach Kitt, und Kitt riecht nach Oelfarbe. „Komm, Hans," sagte der Onkel, der nun einen passenden Topf braune Oelfarbe ausgesucht hatte, „diesen kannst du nun mitnehmen." Und sie gingen zusammen hinaus.



Eine Stadtreise mit schlimmem Ausgang.

An einem Mittwoch nachmittag begleiteten Hans und Frieda die Mutter nach der Stadt, denn sie hatte verschiedene Gänge zu besorgen. Beim Rathaus sagte sie: „Kinder, ich muß jetzt an die Marktgasse und ins Niederdorf; ihr werdet bei dem schönen Wetter nicht in den Läden herumstehen wollen?" „Weißt du, was, Mutter," sagte Frieda, „ich gehe mit Hans auf den Lindenhof, er ist doch noch nie droben gewesen. Dort setzen wir uns in den Schatten und warten, bis du uns abholst." „ Nein ich mag nicht dort hinaufklettern, ich habe keine Zeit dazu," sagte die Mutter; „aber ich erwarte euch um 4 Uhr an der Bahnhofstraße, wo das große Meerschiff im Schaufenster steht." Die Kinder waren einverstanden.

Hans war heute mutwillig. Als sie um die Ecke des Rathauses gingen, entdeckte er an der Mauer die Fratzen,

die dort eingehauen waren. „Was sind das für spassige Gesichter?“ sagte er, und verzog, ohne daß er's merkte, seinen Mund. Frieda lachte so laut, daß die Vorübergehenden nach den beiden hinsahen. Lange blieben sie vor einem Schaufenster stehen, wo hübsche Vogelkäfige ausgestellt waren. „Aber komm jetzt,“ sagte Frieda zu ihrem Bruder, „weißt du, was? ich gehe so herum,“ sie zeigte gegen den Weinplatz, „und du gehst an den Blumenständen vorbei. Wir wollen sehen, wer zuerst beim Wollenladen an der Strehlgasse ist. Aber rennen gilt nicht!“ Natürlich war Hans zuerst oben, aber er schnaufte verdächtig. An der Strehlgasse gab es schöne Schuhe, Puppen, Bleisoldaten und Werkzeugkästen zu bestaunen. Endlich kamen sie an die steile Pfalzgasse und stiegen hinauf.

„Das ist ein großer Platz,“ rief Hans unwillkürlich, als sie oben waren. Sie gingen miteinander ringsum und blickten in die heimeligen Gärtchen hinunter. Sie setzten sich auf ein leeres Bänklein. Aber Hans hielt es nicht lange aus, er stieg auf das niedere Mäuerchen, wo man über die alten Dächer auf das Wasser der Limmat hinuntersah. Gerne hätte er gewußt, was in dem alten Turm enthalten sei, der mitten aus dem Mäuerchen aufragte. Aber die Schwester konnte ihm keine rechte Auskunft geben sie hatte bloß einmal einen Straßenwischer beobachtet, der den Karren und den Besen darin versorgte. Erst später vernahm sie in der Schule, daß es früher ein Wasserbehälter gewesen, von dem viele Brunnen in der Stadt ihr Wasser erhielten, und daß ein Pumpwerk in der Limmat ihn beständig füllte.

Hans hatte Durst bekommen und rannte auf den nahen Brunnen zu. „Was für eine lustige Frau ist das da oben?“ fragte er Frieda, die ihm gefolgt war, und zeigte auf die Brunnensäule. „Warum hat sie ein Fähnlein in der Hand

und ein Schwert?“ „Das ist die geharnischte Frau,“ sagte Frieda, und erzählte dem Bruder die Geschichte, so gut sie sie noch im Gedächtnis hatte.

Während Hans auf weitere Entdeckungsreisen ging, setzte sich Frieda wieder und betrachtete die Tramwagen und Fuhrwerke, welche jenseits der Limmat auf- und abfuhren. Hier war es so kühl und ruhig, der Straßenlärm nur schwach zu hören, und weder Staub noch übler Geruch belästigte die Ruhenden. In den Kronen der Linden summten die Bienen, denn tausend und abertausende von Blüten hingen jetzt daran und strömten den angenehmsten Duft aus. Der Blick schweifte über die Türme und zahllosen Dächer bis an die grünen Hänge des Zürichberges hinauf; darüber wölbte sich der Himmel tiefblau und wolkenlos.

Frieda hätte noch lange so sitzen und träumen mögen; aber die Uhr am Prediger drüben zeigte schon ¼ vor 4 Uhr, und es schlug eben von allen Türmen.

Frieda erhob sich und schaute nach ihrem Bruder aus, sah ihn aber nirgends. „Der hat sich gewiß dort hinter der dicken Linde versteckt,“ dachte sie und ging hin. Als sie ihn dort nicht fand, fragte sie ein paar Kinder, die am Sandhaufen spielten, ob sie keinen Knaben gesehen hätten, und beschrieb ihn genau. Aber die Kleinen wußten nichts rechtes. Aergerlich eilte Frieda die Fortunagasse und den Rennweg hinunter. Am verabredeten Platz stand wirklich die Mutter mit großen und kleinen Päcklein beladen. „Wo hast du den Hans?“ fragte sie erstaunt, daß Frieda allein daherkam. „Er ist mir davongerannt,“ sagte Frieda kleinlaut. „Nun, dann kann er zu Fuß nach Hause trotten, wir gehen auf das Tram,“ sagte kurz entschlossen die Mutter.

Als sie heimkamen, war Hans natürlich noch nicht da. Endlich, eine volle Stunde später, erschien er müde und

hungrig. Er habe beim Meerschiff gewartet, behauptete er. Mutter und Frieda schauten einander ungläubig an. Auf einmal lachte die Mutter heraus und rief: „Aha, jetzt geht mir ein Licht auf, es gibt noch ein Schaufenster mit einem Meerschiff weiter oben, ich vergaß es euch zu sagen. Aber es geschieht dir ganz recht, Kerli, warum bist du der Schwester davongelaufen.“ Jetzt war die Reihe zu lachen an Frieda, und Hans lachte mit; aber es tönte ein wenig gezwungen.

Allerlei Bergsteiger.

Hans und Paul standen auf der Allmend, sie waren wieder einmal auf Entdeckungsreisen. „Wo ist jetzt die Falätsche?“ fragte Paul, „wir sehen sie doch aus der Stube ganz gut?“ „ Sie ist hinter jenem Wald,“ sagte Hans, und zeigte auf einen Vorsprung der Albiskette, den man die Manegg heißt. Ueber die weite grüne Fläche weg, die sich vor ihnen ausbreitete, sahen sie am Fuße des genannten Hügels eine Reihe von Pappeln; dort, hatte ihnen der Vater gesagt, zweige der Weg nach der Manegg und der Falätsche ab. Sie waren aber wohl noch eine Viertelstunde davon weg.



Nebenan hörten sie die Sihl rauschen und über die eiserne Gitterbrücke marschierte eben eine Abteilung Soldaten. An einem stillen Plätzchen weideten Schafe dichtgedrängt, ein

großer Wolfshund umkreiste sie wachsam. Ein einsamer Reiter galoppierte über die weite Ebene.

Sie waren an der eisernen Bogenbrücke angelangt, welche am Ende der Pappelreihe über die Sihl und den neben ihr fließenden Kanal führte. Hans konnte nicht unterlassen, auf dem Brückenbogen seine Gleichgewichtskünste zu zeigen. Neben dem großen Schafstall ging der Weg hinauf zum höher gelegenen Teil des Waffenplatzes, Höckler genannt. Endlich traten sie in den Wald, der Weg begann steiler zu werden, und sie stiegen auf unzähligen Holzstufen einen Grat hinauf, wo es links und rechts in wegloses Walddickicht hinunterging.

An einer aussichtsreichen Stelle hielten sie an und blickten zurück. Die Allmend lag tief unter ihnen. Wie eine dunkle Raupe kroch's darüber: der Zug Soldaten, während die Zuschauer wie kleine Punkte sich bewegten.

Links zweigte der Weg ab und führte zum Burghügel der Manegg; aber sie fanden dort nichts als einzelne Mauerreste und ein kühles Brünnlein, an dem sie ihren Durst löschten. Sie kehrten auf den alten Weg zurück und entdeckten endlich links, am waldigen Abhang unten, eine Bretterhütte. Sie rannten hinunter. Die Läden waren geschlossen, die Sitzbretter der davorstehenden Bänke und Tische weggenommen.



Sie traten an das hölzerne Geländer des kleinen Platzes. Da sahen sie vor sich, blendend hell von der Sonne beschienen, einen gewaltigen halbrunden Bergschlipf. „Die Falätsche!" riefen sie staunend; denn so mächtig hatten sie sich die Fels-

wand nicht vorgestellt. Von oben nach unten war sie durchfurcht von unzähligen Rinnen, die der Regen ausgeschwemmt hatte. Einzelne dazwischenliegende Gräte waren mit Gebüsch und Nadelholz bewachsen und ragten wie grüne Inseln auf der Felswüste heraus. Senkrechte Felsbänder von etwas dunklerer Farbe durchquerten die Wand in ihrer ganzen Breite. „Dort kommt wohl niemand hinauf," meinte Paul zweifelnd, obwohl er schon von Leuten gehört hatte, die zum Vergnügen die Wand erkletterten.

Auf der andern Seite entdeckten sie noch ein Hüttchen. „Wie kommt man dort hinüber?" dachten sie. Da bemerkten sie, daß hinten am Plätzchen, wo sie standen, ein schmaler Weg begann. Er war ein Stück weit von einem Geländer eingefaßt, bog dann in die Felswand ein und ließ sich mit den Blicken verfolgen bis an eine Stelle, wo er zwischen Felsen und Buschwerk verschwand.

„Wollen wir . . . ?" sagte Hans; Paul folgte ihm zögernd. Der Weg, der anfangs fest war, führte bald durch bröckliges, gelbes Gestein, das an einer schattigen Stelle feucht und weich war und sich an Schuhe und Kleider hängte. „Nichts als Lehm," sagte Hans, und formte eine Kugel daraus, die er in die Tiefe schmiß. Je weiter sie gingen, desto steiler wurde die Wand. Links sahen sie in die schwindelnde Tiefe, rechts hatten sie senkrechte Felsen neben sich. Plötzlich hörte der Weg auf, ein Felsvorsprung versperrte den Durchgang. Hans stocherte mit der Eisenspitze seines Stockes daran herum, ein beträchtliches Stück brach ab und kollerte in die Tiefe; die Abbruchstelle war körnig. „Sandstein," sagte Hans, „aber viel zu weich zum Bauen."

Paul war jetzt durchaus nicht aufgelegt zu solchen Belehrungen. Er starrte an einemfort in die Tiefe. „Du fürch-

test dich," sagte Hans, „es ist, glaube ich, am besten, wir kehren um." Sie eilten rasch zurück, an der Hütte vorbei und stiegen dem Rande der Falätsche nach in die Höhe. Bald standen sie zu oberst, wo ein Geländer den Weg gegen die Felswand schützte. Sie sahen von diesem sichern Ort erst recht, wie sich der mächtige Felstrichter unten in einer Wirrnis von Wald und Gebüsch verlor. Tief zu ihren Füßen lag das grüne Sihltal, der Fluß bog um die vorspringenden Hügel und stürzte milchweiß über ein Wehr; das Rauschen kam leise und eintönig bis auf die stille Bergeshöhe herauf.

„Horch! hat nicht jemand gerufen?" sagte Hans plötzlich. Sie lehnten über das Geländer und lauschten. Aus der Tiefe tönten Stimmen. Jetzt entdeckten sie die Rufenden. Zwei standen auf einem Felsen, während ein Dritter auf allen Vieren heraufzuklettern versuchte. Jetzt rutschte er auf dem Bauche wieder abwärts und war von oben nicht mehr zu sehen. Die andern zwei setzten ihre Kletterei fort und näherten sich langsam dem obern Rand der Felswand. Man verlor sie eine Zeitlang aus den Augen, dann traten sie plötzlich aus dem nahen Walde und setzten sich auf eine nebenanstehende Bank. Sie trugen grob genagelte Schuhe und starke Stöcke mit eisernen Spitzen. Sie schienen auf den verlassenen Freund zu warten.

Wirklich trat jetzt ein junger Mensch aus dem Walde. Aber wie der ausschaute! Die beiden Kletterer wollten sich krümmen vor Lachen. Die feinen Schuhe waren dick mit Lehm beschmiert und mehr gelb als schwarz, wie wenn sie einem Erdarbeiter gehörten. Der dunkle Anzug trug überall Spuren des „anhänglichen" Lehmbreis. Stock und Hut waren ihm durchgebrannt und lagen irgendwo in einem Gebüsch unten. „Du mußt halt das nächstemal Halbschuhe

und einen Sonnenschirm mitnehmen, wenn du wieder auf die Falätsche gehst," sagte einer der beiden Kletterer, und sie lachten aufs neue.

Hans und Paul setzten ihre Wanderung fort. Sie gingen auf die Baldern und stiegen dort ein steiles Sträßchen gegen das Sihltal hinunter. Sie kamen über einen Bach, der von der Falätsche in die Sihl abfloß. Hans erklärte seinem Bruder, von diesem Bach habe das kleine Dörfchen seinen Namen erhalten, und er zeigte ihm auch das Schulhaus, das neben dem Kirchlein stand.



II.

Am Wasser.

Im Fischladen.

Wenn Hans aus der Schule kommt, bleibt er fast jedesmal bei einem Schaufenster stehen, wo lebendige Fische zu sehen sind, die schwimmen in einem großen Glaskasten, der halb voll Wasser ist. Oft sind so viel darin, daß sie sich gar nicht bewegen können, und wenn sie sich mit ihren „Flügeln“ von Haut ein wenig vorwärts schieben, so stoßen sie auch schon mit ihrem Maul an die Glaswand. Einmal war auch ein toter Fisch darin, der lag auf der Seite und bewegte sich gar nicht mehr, aber seine Augen waren noch offen. Ueberhaupt, Hans hatte noch keinen Fisch gesehen, der seine Augen zugemacht hätte. Ob sie denn niemals schlafen? Und haben sie denn wohl ein Nest zum Schlafen?

„Wovon ist denn der Fisch wohl gestorben?“ fragte Hans seine Mutter, als er ihr alles erzählte. „Weißt du, was ich glaube, die Fische bekommen nichts zu fressen, sie schnappen immer mit dem Maul.“ Erhalten sie denn auch nichts zu trinken?“ sagte die Mutter und lachte. „Das brauchen sie ja nicht,“ sagte Hans, „es läuft immer frisches Wasser in den Glaskasten. Da ist eine Röhre, und die hört mit lauter feinen Löchern auf wie eine Gießkanne und daraus spritzt feines Wasser, als wenn es regnete, immerzu.“ „Läuft denn das Wasser nicht schließlich über?“ „Nein,“ sagte Hans, aber er wußte es nicht genau.

Einmal hatte Hans auch gesehen, wie ein Fisch herausgelangt wurde. Ein Mann in Hemdärmeln griff in das Was-

ser, und packte einen langen, glatten Fisch mitten um den Leib. Hu, wie der mit dem Schwanze schlug und zappelte. Beinah wär er ihm weggesprungen. Aber der Mann griff noch schnell mit der andern Hand zu und warf ihn auf den Ladentisch.

„Hans, du magst ja so gern die Fische sehen; komm, geh' mit mir, ich will einen Schellfisch kaufen." Ei, das ließ sich Hans nicht zweimal sagen. „So, nun gehen wir hinein!" I, wie riecht das hier! Ja, das kommt von den Fischen. Fische waren genug da. Ein ganzer Korb voll toter Fische stand gleich neben der Türe, und der oberste Fisch sperrte noch sein Maul auf, daß man die kleinen, scharfen Zähne sehen konnte. Mitten auf dem Korbe aber lag ein dickes, nasses Stück Eis, und an den Seiten des Korbes klebten eine Menge kleiner, runder Hautflecke, die so blank wie Silber waren. Die lagen auch allenthalben auf der Erde und waren sicher von den toten Fischen abgefallen. Aber die Mutter war schon an den Ladentisch gegangen, und Hans kam auch und langte mit den Händen auf den glatten, weißen Stein, woraus der Ladentisch gemacht war.

„Sehen Sie einmal, das ist aber einer," sagte die Ladenfrau und zeigte der Mutter einen Fisch, der war so dick, daß sie ihn mit beiden Händen anpacken mußte. Naß und fettig war er auch, und wenn sich die Fischfrau die roten Hände an der weißen Schürze abwischte, gab es böse Schmierflecke. Aber der Fisch war viel zu groß, und die Fischfrau mußte ihn mit einem scharfen Messer mitten durchschneiden. Ratsch, ratsch sagte das Messer, als es durch die Knochen des Fisches durchfuhr. Aber der Fisch war ja auch schon längst tot, wenn seine Augen auch noch offen standen. Nun waren es zwei Hälften, und man konnte den Fisch inwendig sehen, sein weißes Fleisch, seine dicke

Haut und seine Gräte, die kamen oben beim Rücken in einem dicken Punkt zusammen und liefen rechts und links im Bogen herunter. Unten am Bauch ging die Haut an beiden Seiten noch ein ganzes Stück weiter; dazwischen hatte wohl das Herz gesessen und der Magen. Aber die hatten sie schon längst herausgenommen — und ins Wasser geworfen, die kann man ja nicht essen.

„Magst du wohl Fische?“ sagte die Fischfrau zu Hans, als sie die eine Hälfte vom Fisch der Mutter in den Korb legte. Und sie gab ihm einen kleinen gelben Fisch, der mit vielen andern zusammengequetscht in einer platten, fettigen Kiste gelegen hatte. Den konnte Hans ganz aufessen, auch die Haut, den Schwanz und die Gräte; die waren ja so fein wie Haare. Nur den Kopf nicht; den warf er, als sie draußen waren, in die Schale. Da mögen ihn die Spatzen fressen.

Ein kleines Segelschiff.

Fritz hatte Ferien; aber er langweilte sich. Seine jüngeren Brüder Hans und Paul waren bei Verwandten auf dem Lande, die Schwester hütete den kleinen Max und half beim Aufhängen der Wäsche.

Jetzt schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Schon längst hatte er mit Ernst, seinem liebsten Freund, verabredet, sie wollten ein Segelschiff herstellen. Ernst hatte nämlich zu Hause eine Werkstatt mit Hobelbänken und vielem Werkzeug; sein Vater war Schreiner und ließ die Knaben etwa ihre Künste versuchen.

Ernst wohnte einige Häuser weiter oben und stand gerade vor der Haustüre. Er schien sich ebenfalls zu langweilen; denn er hatte die Hände in den Hosentaschen,

trotzdem die Sonne brannte, und schaute ein paar Kleinen zu, wie sie mit Kugeln warfen.

Schon von weitem rief Fritz: „Du, wir machen heute das Segelschiff. Ist dein Vater zu Hause?“ „Nein,“ sagte Ernst, „er ist auf dem Neubau.“ „O je! Und der Arbeiter? Läßt uns der dann an die Hobelbank?“ „Komm nur, ich will schon mit ihm reden.“

Sie betraten die Werkstatt, die im Hintergebäude lag. „Was wollt ihr da? stören, he?“ brummte der Geselle, und schaute von seiner Arbeit auf. So tat er nämlich zuerst immer. Ernst begann etwas zögernd: „Wollt Ihr uns nicht zwei Brettabfälle geben, damit wir Segelschiffe draus machen können?“ „So? Wollt Ihr wieder etwas kaput machen?“ schnauzte der Arbeiter, „meinetwegen, mich geht's am Ende nichts an.“ Er nahm zwei Abfälle vom Boden auf und betrachtete sie prüfend. Ernst zwinkerte seinem Freunde zu. „Könntet Ihr sie uns nicht zusägen?“ fragte Ernst etwas unsicher. „Natürlich, da hat man's wieder, für euch soll man immer Zeit haben. Nun, es ist mir am End lieber, als wenn ihr wieder eine Säge zerbrecht. Also, geredet! Wie soll's sein?“ Ernst stieß seinen Freund heimlich an, und der mußte das Lachen verbeißen. „Vorn spitzig und hinten rund,“ sagte Ernst und zeigte mit dem Finger auf den Brettchen. In wenigen Minuten waren sie zugeschnitten. „So, da! Jetzt laßt mich aber ungeschoren!“ sagte der Geselle, und spannte die Brettchen los, „da habt ihr noch zwei alte Höbel!“

Schwitzend und keuchend fuhren die Beiden über ihre Schiffböden, bis sie schön glatt waren. Jetzt noch den großen Windelbohrer her und ein Loch für den Mastbaum gebohrt! Den stellten sie aus dünnen Leisten her, die sie im Abfallhaufen fanden; nur mußten die Kanten etwas abgehobelt werden.

„Schneid aus jenem Zigarrenbrettchen noch die Steuerruder! Ich komme bald wieder," sagte Ernst, und schoß hinaus. Fritz ließ sich in einen Haufen Hobelspäne fallen und schnitzte und schabte mit seinem Taschenmesser. Nach geraumer Zeit erschien Ernst wieder mit einem Haufen Weißzeug unter dem Arm. Eine Menge Schnüre mit der Hand umfassend. „Für die Segel!" rief er. Die Mutter hatte sie ihm aus einem alten Hemd nach seinen Angaben zugeschnitten und gesäumelt. Einige alte hölzerne Stricknadeln hatten auch noch mitlaufen müssen, um als Segelstangen zu dienen.

Bald steckten die Steuerruder und Masten richtig an ihrem Ort, die Schnüre wurden befestigt, die Segel gespannt. Das große konnte man aufrollen und hin- und herbewegen, wie an einem rechten Schiff. Um halb zwei Uhr, redeten die beiden miteinander ab, wollten sie sich unten an der Straßenecke treffen, um mit ihren Schiffen an den See zu gehen.

Aber auf die abgeredete Stunde erschien kein Ernst. „Was der wohl wieder hat?" brummte Fritz und machte sich allein auf den Weg. Am Seil flatterte die Wäsche, es war also günstig zum Segeln.

Auf einmal hörte er hinter sich schreien. Es war der kleine Max, der ihm nachlief. „Was willst jetzt du da? Ich kann dich nicht brauchen," sagte Fritz. Aber der kleine Kerl ließ sich nicht so schnell abstellen. Fritz überlegte. Zurück mochte er nicht mehr; er nahm den Bruder an der Hand und sagte zu ihm: „Jetzt nicht mehr schreien! Ich zeig dir das Dampfschiff, und du darfst dann sändeln und Steine ins Wasser werfen, gelt?" Der Kleine gab sich zufrieden und trippelte mit, und bald waren sie am See.

Vor dem Ufergebüsch, am Wasser, war ein flacher Landstreifen. Hier lagen Sand und Steine. Der Kleine

wühlte mit den Händchen nach Herzenslust darin herum. Unterdessen legte Fritz sein Schiff auf einen flachen Stein und befestigte an dem Ringschräubchen die lange Schnur, die zu einem Knäuel aufgewickelt war. Er legte das Fahrzeug auf das Wasser, es schwankte in den Wellen. Er gab ihm einen leichten Stoß, der Wind faßte die Segel, und es schoß in das Wasser hinaus, und Fritz konnte kaum schnell genug seine Schnur abwickeln.

Als er sich umschaute, war er nicht mehr allein. Um ihn hatte sich eine Schar Knaben gesammelt, die nicht älter waren als er, die er aber nicht kannte. Ein struppiger Bursche schien der Anführer zu sein; er redete immer, und die andern lachten häßlich. Schnell zog Fritz die Schnur ein und wollte einen anderen Platz aufsuchen, wo er ungestört war. Als die Burschen das Schifflein am Ufer sahen, drängten sie sich herzu, und der „Hauptmann" sagte: „Schau einmal den da mit seinem lumpigen Brettlischiff! Habt ihr auch schon einmal ein Segel mit Knopflöchern gesehen? Der hat gewiß sein Hemd hergeben müssen," und die andern krümmten sich vor Lachen. Fritz wurde rot und verlegen.

Da — wo war jetzt der kleine Bruder? Ein Schreck durchfuhr Fritz. Die fremden Knaben flüsterten zusammen und sahen nach dem Dampfschiffsteg. Eben steuerte eine Dampschwalbe darauf zu, und der Kleine stand am Geländer und guckte ins Wasser. Wenn er jetzt — —? Voll Angst rannte Fritz dem Ufer entlang gegen den Steg. Aber als er ein Stück gerannt war, dachte er erst an sein Schiff, das unbehütet im Sand lag. Schnell kehrte er zurück — er hatte eine schlimme Ahnung — aber er war schon zu spät. Er sah gerade noch, wie der Große das Schiffchen mit einem kräften Puff ins Wasser hinausstieß. Zuerst drehte

es sich, dann schoß es pfeilschnell hinaus. Mit schadenfrohem Gelächter machte sich die saubere Schar davon.

Gespannt schaute Fritz dem Schiffchen nach, wie es sich immer weiter vom Ufer entfernte. Schon war es über die Schiffslinie hinaus, wo die Schwalbe vorbeifuhr; er sah es nicht mehr. Tränen rollten ihm über die Backen, denn er hielt sein Schiffchen für verloren. Er holte den Kleinen auf dem Dampfschiffsteg und ging traurig nach Hause. Dort erzählte er den Vorfall beim Abendessen, und alle gaben die Hoffnung auf, daß das Schifflein je wieder gefunden würde.

Eine Woche darauf ging Fritz mit seinem Freunde Ernst in die Badanstalt. Dieser wußte die Geschichte von dem verlorenen Schiffchen längst, und beide dachten nicht mehr daran.

Als sie eintraten kam gerade der Badmeister aus seinem Zimmer. Ernst guckte im Vorbeigehen durch die offengelassene Türe. „Schau dort, Fritz, ein Segelschiffchen!“ sagte Ernst, und zeigte in den offenen Raum hinein. „Das ist's, das ist's!“ rief Fritz freudig, „ich kenns am Segel! Herr Badmeister, woher haben Sie das Schiff dort?“ „Warum? geht's dich 'was an?“ schnauzte der Mann. Fritz erzählte ihm den Hergang, und der Badmeister sagte ihm, daß er das Schiffchen schon vor ein paar Tagen aufgefischt habe, als es die Wellen hereintrieben. Nach dem Baden könne er's abholen. Fritz dankte dem Manne.

Im Bade trafen sie noch den Struppigen. Aber er tat, als ob er sie nicht sähe; denn er war diesmal allein.

Ungebetene Gäste.

Ich lehnte am Geländer der Limmat, wie gewöhnlich, wenn ich in der Nähe des Helmhauses zu tun hatte, und schaute zu den Schwänen hinunter. Einige Kinder standen neben mir, warfen Brot ins Wasser und verfolgten mit aufmerksamen Blicken die umherschwimmenden Vögel, welche die Brocken auffischten.

„Eine Maus, eine Maus!“ rief plötzlich ein kleines Mädchen aufgeregt, und zeigte nach dem hölzernen Häuschen in der Ecke. Wirklich guckte unter dem Boden des Häuschens ein spitzer Kopf hervor und schaute sich vorsichtig um, dann kam das ganze Tier zum Vorschein. Es war aber keine Maus, sondern eine ausgewachsene Ratte, und hinter ihr kam gleich noch eine kleinere. Sie krochen auf das Tröglein zu, welches Mais und Krüsch, das tägliche Futter der Schwäne, enthielt. Der eine Schwan mußte durch das Geräusch aufmerksam geworden sein, denn er wandte sich plötzlich und schoß auf die ungebetenen Gäste zu, um nach Ihnen zu schnappen. Aber sie waren flinker als er, und retteten sich blitzschnell in ihren Schlupfwinkel. Nachdem sie sich einige Augenblicke versteckt gehalten hatten, erschienen sie im benachbarten Gitter, wo zwei Schwarzhalsschwäne hausten, und versuchten dort den Krüschnapf zu erreichen.

Aber siehe da! Auch diese Schwäne hatten die frechen Eindringlinge bemerkt und vertrieben sie. Offenbar wurden die Ratten von den Schwänen nicht bloß deswegen gehaßt, weil sie das bißchen Futter wegnahmen — das taten ja die Spatzen auch, ohne daß die Schwäne sich stark darum kümmerten —; aber die Ratten waren eben die gefährlichsten Feinde der jungen Schwäne und verschmähten gelegentlich auch die Eier nicht. Selten brachte deshalb ein Schwanenpaar seine Brut davon.

Von den nistenden Schwänen.

Der Platz am Hafen war der Ort, wo wir uns nach der Schule am liebsten herumtrieben. Wir sprangen auf den großen Sandsteinblöcken herum, welche das Ledischiff für den Steinhauer gebracht hatte. Wir stiegen ins Schiff, wenn der Besitzer irgendwo beim Weine saß, und schauten über den Rand den Fischen zu oder lüpften den schweren Deckel des Schiffskastens, worin das rot angezogene Bett lag. Wir liefen auf die Hafenmauer hinaus und warfen den Schwänen Brot zu. Es belustigte uns, wenn sie, überkippend, tief ins Wasser langten, um einen schnell sinkenden Brokken zu erhaschen, wobei wir nur noch den Schwanz und die schwarzen Ruderfüße zu sehen bekamen. Nicht selten sahen wir sie mit vorgestreckten Hälsen und mächtigem Flügelschlag den See hinauffliegen, ganz wenig über der Wasserfläche. Damals waren sie eben noch nicht in den engen Käfig eingesperrt, wo sie nur ein wenig am Gitter hin- und herschwimmen konnten.

Eines Tages standen wir wieder an unserem gewohnten Platz. Wir wollten dem Uferrand nach, um mit flachen Steinen zu werfen. Es war aber schon jemand dort: nämlich ein Schwanenpaar. Schwerfällig watschelten die beiden auf dem Sand herum. Für uns ein ungewohnter Anblick und nicht gerade schön. Sie suchten aus dem angeschwemmten Zeug kleine Schilfhalme zusammen und trugen sie an einen Haufen unter der Anlagemauer. Der Haufen wurde nach und nach rundlich und in der Mitte vertieft. „Ein Nest!“ sagten wir uns.

Von jener Zeit an sahen wir immer eines der Tiere auf dem Neste sitzen, während das andere nicht weit vom Ufer hin- und herschwamm. Wahrscheinlich lagen jetzt Eier im Nest. Das erweckte unsere Neugierde; wir hätten

sie gar zu gern einmal gesehen, schon deshalb, weil wir sie uns mächtig groß vorstellten. Wir versuchten umsonst, uns dem Neste zu nähern, die brütende Schwänin erhob drohend den Kopf, stellte die Flügel und fauchte zornig mit weit geöffnetem Schnabel. Kaum hatte das wachsame Männchen das beobachtet, schoß es rauschend daher, so daß wir uns schleunigst auf die Hafenmauer retten mußten. Wir begnügten uns damit, von oben nach den Eiern zu spähen, wenn sich die Schwänin einen Augenblick erhob, um mit dem Schnabel glättend durch das Gefieder zu fahren.

Mehrere Wochen vergingen, wir hatten uns an den brütenden Schwan gewöhnt. Eines Tages fanden wir das Nest leer. Wir sprangen hinzu und entdeckten weichen Flaum und grünliche Reste von Eierschalen darin. Wir rannten auf die Hafenmauer. Draußen schwamm stolz die Schwanenmutter herum und dicht an ihrer Seite zwei niedliche Junge, nicht größer als kleine Enten. Ihr wolliger, grauer Flaum stach seltsam ab gegen das schneeweiße Gefieder der Alten, gerade als ob sie nicht zu derselben vornehmen Familie gehörten. Und wie lustig! Ein graues Köpfchen guckte zwischen den Flügeln der Mutter hervor; das war das dritte Kind, das sich in ihrem Rükkengefieder versteckt hatte.

Das nächste Jahr kamen die Schwäne nicht mehr, der Platz am Hafen mochte ihnen zu unsicher sein. Dafür nisteten sie in der Nähe unseres Badeplatzes, wieder an einer Anlagemauer, aber den Blicken entzogen durch ein dichtes Schilfröhricht, das im niederen Uferwasser wuchs. Die Besitzerin des Gartens wollte einmal dem brütenden Tiere einen Teller voll Speisereste zutragen. Sie näherte sich ahnungslos dem Nest. Da — sie hatte kaum Zeit, sich zu besinnen — warf sie ein mächtiger Flügelschlag

zu Boden, wütende Schnabelhiebe folgten. Erschrocken flüchtete sich die Frau. In der Aufregung beachtete sie kaum die Schmerzen; sie mußte aber den Arm längere Zeit in der Schlinge tragen.

Eine dankbare Möve.

Die Möven sehen fast aus wie Tauben; nur ist ihr Federkleid heller, die Füßchen prächtig rot und mit Schwimmhäuten versehen, die Flügel lang und spitz.

Woher sind sie gekommen? An einem kalten Wintertag waren sie einfach da, wie hergeschneit. Bei ihnen daheim gabs nichts mehr zu beißen, weil Flüsse und Seen hart gefroren waren und da dachten sie vielleicht: „Wir reisen nach Zürich! Die dort lassen niemand verhungern.“ Sie haben recht. Die Menschen auf der Brücke werden nicht müde, ihnen Brot, Wurst, Häute, Aepfelschnitze, Erdäpfel zuzuwerfen. Hei! Wie lustig die schnellen Segler die Brocken im Fluge auffangen, sie einander vor der Nase wegschnappen, miteinander ins Wasser purzeln und um ein Stücklein Brot zu zanken. Die haben immer Hunger und meinen, es sei den ganzen Tag Essenszeit.

Ein junger Tierfreund brachte den Möven jeden Nachmittag etwas zu fressen. Die Hungerschlucker kannten ihren Wohltäter und umkreisten ihn mit Geschrei. Plötzlich erschallte lautes Gelächter. Von allen Seiten sprangen Leute herbei, und einige Knaben rannten dem Geländer nach flußabwärts. Was war geschehen? Eines der lebhaften Tierchen war im Eifer an den Hut des Futterwerfers gestoßen, und der Filzdeckel war über das Geländer in die Limmat gefallen. Mehr als zwanzig Möven stürzten sich auf das schwarze Ding. Eine packte den Hut mit dem

Schnabel und flog mühsam damit in die Höhe. Ueber der Brücke ließ sie ihn fallen und der Knabe hatte seine Kopfbedeckung wieder. Die angehenden Schulbuben klatschten in die Hände und hätten ihre Hüte und Kappen auch gerne ins Wasser geworfen, wenn sie sicher gewesen wären, daß die Möven sie wieder heraufgeholt hätten. Jener Knabe aber meinte, das Tierchen habe ihm aus Dankbarkeit seinen Kopfwärmer aus der Limmat geholt.

Woher kommen die Möven?

Am 5. Juni 1910, es war gerade Pfingstmontag, sahen einige Knaben von Bendlikon nahe am Ufer einen toten Vogel auf dem Wasser treiben. Sie hielten es für eine Ente und meldeten dies dem vermeintlichen Besitzer des Tierchens. Er hieß sie den Vogel herausfischen; es war aber eine kleine Möve, die ganz abgemagert und also wohl Hungers gestorben war. Sie trug am Beinchen ein Ringlein von Aluminium. Bei näherem Zusehen entdeckte man, daß darauf folgendes eingeritzt war: Vogelwarte Rossiten 1874. Das ist ein Ort, weit im Norden Deutschlands, an der Ostsee gelegen. Dort wohnt nämlich ein gelehrter Mann, der die Möven jung einfängt und, nachdem er ihnen ein Ringlein am Füßchen befestigt hat, sie wieder frei läßt. Wozu? aus Tierquälerei? Nein. Das Ringlein ist ganz leicht und hindert das Tierchen weder am Fliegen noch am Schwimmen. Der Mann will bloß mit Hilfe anderer Menschen erfahren, was für Reisen die Möven unternehmen. Man sandte ihm das Ringlein, und er schrieb zurück, daß er die Möve Nr. 1874 am 16. Juli 1909 eingefangen und mit dem Ringlein versehen habe. Wahrscheinlich sei

sie zunächst dem Ufer des Meeres nach geflogen und dann dem Rheinfluß nach hinauf gereist, bis sie in die Gegend der Limmat und endlich an den Zürichsee gelangte.

Das Baden im Zürichsee ums Jahr 1500.

Nikolaus Wynmann aus Bern, der als Schüler seine Jugendzeit in Zürich verlebte, schildert das damalige Badeleben folgendermaßen:

Da ich noch als Knabe zu Zürich lebte, gingen zur Sommerszeit nicht selten unser zwanzig bis dreißig Schüler zusammen in das Schilfgebüsch hinaus, ungefähr tausend Schritte von der Stadt entfernt. Dort fertigte sich jeder, wie er wollte, aus dem Schilf, der im Hafen und im Innern der Uferbucht in die Höhe schießt, ein Bündel. Daran hängte ein jeder sein Hemd; denn die übrigen Kleider pflegten wir zu Hause zulassen. Dann ließen wir uns in Reih' und Glied von unsern Rohrgürteln tragen, indem wir mit den Füßen hinten ruderten. Draußen in der Tiefe des Wassers, nicht weniger als vierzig Schritte vom Ufer entfernt, ist eine große, steinerne Bildsäule des heiligen Nikolaus, die auf einem mächtigen Steine ruht. Da der Heilige der Jugend gütiger Schutzpatron ist, umschwammen wir ihn der Reihe nach dreimal und grüßten ihn geziemend. Dann steuerten wir geradewegs der Stadt zu und in geordnetem Zuge unter dem Wassertor hindurch, da, wo die Limmat aus dem See fließt. Daselbst stimmten wir ein wohlvorbereitetes Lied an und glitten fröhlich mitten durch die Stadt. Alle Knaben Zürichs können vortrefflich schwimmen, ja, man möchte behaupten, daß die Kinder dort, sobald sie geboren werden, die Kunst spielend erlernen.

Auch Mädchen zeichnen sich durch große Gewandtheit im Schwimmen aus. An hellen Sommerabenden, wenn das Wasser durch die Sonne des Tages erwärmt ist, baden sie scharenweise nach dem Abendessen. Sie tauchen und spielen im Wasser, als ob sie da zu Hause wären. Ja, ich glaube, daß die Mädchen in dieser Kunst mehr Gewandtheit zeigen als die Knaben. Wir sahen so oft Paare gleichsam im Wettstreit weite Strecken hinausschwimmen, ähnlich wie zwei zusammengespannte Rosse. Die größeren lehren die Kleinen, indem sie ihnen alles geschickt vormachen. Aus dem frischen Bade gehen sie meist alsbald schlafen.

Verwunderlich ist auch zu sehen, wie die jungen Leute sehr hohe Sprünge in das Wasser tun. Der Reihe nach stürzen sie von der oberen Brücke kopfüber und mit vorgehaltenen Händen in das Wasser und schwimmen jauchzend und schreiend die Stadt hinunter. Aber die Haare stehen einem zu Berge, wenn man sieht, wie sie ab dem Helmhausdache, ja gar ab dem Rathaus sich ins Wasstürzen. Ich habe selber einen gesehen, der mit einem andern auf dem Rücken vom Helmhaus in das Wasser gesprungen ist. Zum Beweis, daß sie auf den Grund gekommen sind, bringen sie dann jedesmal ein Steinchen oder ein Kraut zurück.



III.

Der See als Wasserstrasse.

Ein unfreiwilliges Bad.

Nachdem draußen am See ein neues, größeres Kornhaus gebaut worden war, diente das alte beim Fraumünster als „Kaufhaus". In seinen weiten Räumen lagerte eine Unmenge von Kisten und Fässern und Zeinen. Diese Kaufmannsgüter wurden durch den alten Raddampfer „Biene" abgeholt und in die Orte an den Seeufern hingeführt, andere wurden von dorther wieder eingebracht. Es gab eben damals noch keine rechtsufrige Zürichseebahn, welche den Güterverkehr besorgte. Der alte „Kasten", die „Biene", war für die sich täglich anhäufenden Güter längst zu klein geworden; er schleppte darum auf seinen Fahrten stets zwei bis drei Ledischiffe mit. Solche sah man beständig vor dem Kaufhaus an den beiden Treppen angebunden, welche in die Limmat hinunterführten.

An schulfreien Nachmittagen tummelte sich oft Karl mit seinen Freunden beim Kaufhaus herum. Sie freuten sich köstlich, von einem Ledischiff auf das andere zu hüpfen und Fangis zu machen. Noch lieber untersuchten sie die Säcke nach ihrem Inhalt. Gelang es ihnen etwa, solche mit Zucker zu entdecken, der verführerisch aus den Löchern des Stoffes schimmerte, so naschten sie bis zum Uebermaß. Im Herbst steckten sie Schilfröhrlein durch die Spundlöcher der Sauserfässer und sogen den gefährlichen Saft heraus.

Keiner der Güterarbeiter, die da täglich ein- und ausluden, jagte die Knaben weg, denn Karls Vater arbeitete

in der Schreibstube des Kaufhauses. Nur wenn sie's gar zu bunt trieben oder den Arbeitern im Weg standen, ging der „rote" Frauenfelder, wie sie ihn nannten, hinein und holte Karls Vater heraus, und der erschien einen Augenblick unter der Türe und schickte sie nach Hause. Dann und wann mußte er aber ganze Tage in Stäfa, Küsnacht, Männedorf oder Rapperswil zur Aushilfe sein; dann war es Karl streng verboten, nach dem Kaufhaus zu gehen.

Eines Abends kam Karl aus der Schule am Wolfbach nach Hause. Die Mutter sagte: „Wenn du keine Aufgaben hast, darfst du noch bis zum Feierabendläuten ins Freie. Daß du mir aber nicht ins Kaufhaus hinübergehst! Du weißt, der Vater ist heute in Rapperswil!"

Karl hatte die letzten Worte nur noch halb gehört; wie der Blitz schoß er die schmale Treppe des alten Hauses an der Römergasse hinunter, denn vor der Haustüre warteten Adolf Humbel und Hans Spalinger, seine besten Freunde. Die wollten natürlich schnurstracks nach dem gewohnten Tummelplatz zum Kaufhaus hinüber. Vergeblich riet ihnen Karl ab, sie baten und bestürmten ihn solange, bis er ihnen nachgab.

Drüben angekommen, durchsuchten sie die Ledischiffe zuerst nach Zuckersäcken. Da sie aber keine fanden, beschlossen sie, Fangis zu machen. So begann denn die wilde Jagd treppauf, treppab, über die Ledischiffe und an der geländerlosen Ufermauer hin und her. Am Rande der Mauer standen Gipsfässer, hinter denen wollte sich Karl verbergen. In der Meinung, sie seien gefüllt, hielt er sich an einem, das zu äußerst stand, und wollte sich um dieses herumdrängen.

Aber o weh! Das Faß gab nach, Karl verlor den Halt und stürzte mit lautem Aufschrei in die tiefe Limmat hinunter. Glücklicherweise war Frauenfelder in der Nähe

beschäftigt. Auf den Schrei holte er die Rettungsstange, rannte herzu und hielt sie Karl hin. Der ruderte in der Todesangst mit Händen und Füßen drauflos und konnte sie eben noch erfassen. Einige Augenblicke später, und die Strömung hätte ihn in eines der großen Löcher in der Ufermauer gerissen, und er wäre rettungslos verloren gewesen. Unbekümmert um seinen Besitzer schwamm derweil der neue Strohhut die Limmat hinunter.

Tropfnaß und schlotternd stand Karl da und wagte nicht heimzugehen. Da kam Herr Streuli, des Vaters Stellvertreter, heraus und redete ihm freundlich zu. Dann bat er den Lebensretter, Karl nach Hause zu begleiten und der Mutter den Hergang zu erklären. Endlich entschloß sich der Gerettete zu dem schweren Gang und trottete hinter Frauenfelder her. Wie er sich schämte, in diesem Aufzug über die Münsterbrücke zu gehen! Alle Leute schauten ihm nach. Der Fuhrmann des Rößlitrams, das eben vorbeifuhr, rief dem Begleiter Karls zu: „Häsch en große Fisch gfange?“ und lachte schrecklich.

Daheim wurde Karl gleich ins Bett gesteckt und mußte dem Lebensretter den Inhalt seiner Sparbüchse übergeben. Daß es an Scheltworten von Seite des Vaters und am andern Tag an spöttischen Bemerkungen der Schulkameraden und des Lehrers nicht fehlte, läßt sich denken.





Das Märtschiff um 1800.

In der „Haab“ zu Stäfa lag Hansruedi Ryffels Märtschiff zur Fahrt nach Zürich bereit. Am Ufer standen die Leute, die mitfahren wollten, Männer und Frauen, und hielten ein Kopfkissen unter dem Arm. Die Zarteren schlotterten in der Nachtkälte, denn es war Mitternacht. „Einsteigen!“ rief jetzt Hansruedi, der Schiffmann. Eins ums andere schritt über das schmale Brett. Das ging bei den Frauen nicht ohne Kreischen. Hansruedi zündete dabei mit der Laterne und reichte den Zögernden seine rauhe Hand.

Alle krochen unter das Harztuch, welches den mittleren Teil des Schiffes überdeckte. Hansruedi hängte die Laterne an einem Bogen auf. Auf dem Schiffboden lagen Strohsäcke und eine schwere Wolldecke, die für alle ausreichte. Der Schiffmann wies die Plätze an und sorgte dafür, daß zwischen die Rechtsliegenden die Füße der Links-

seitigen hübsch eingeschoben wurden, und umgekehrt. Jeder legte sich sein Kopfkissen unter. Da durfte einer nicht „heikel" sein. „Hend de-n-Ohre Sorg!" hieß es scherzend, und was dergleichen freundliche Ratschläge waren. Vorn im Schiff wurden noch ein halb Dutzend Kisten, Fässer und Zeinen herumgeworfen, bis sie am rechten Ort lagen, dann noch ein Kalb und zwei Schweine angebunden. „Das wird eine nette Fahrt werden," hieß es unter dem Harztuch, „wenn die die ganze Nacht grunzen und plärren." „Aus dem Schlafen wird einewäg nichts hienecht, dafür sorgt der Hansruedi schon," meinte ein Erfahrener. „Der gixt und quatscht die ganze Nacht mit seinem langen Ruder, daß es eine Art hat und dazu knarrt das Standbrett allemal ganz erbärmlich."

Endlich schlug der Hansruedi den Deckel des Schiffkastens zu, in dem er die Briefe und Päcke versorgt hatte; dann stieß er mit dem Stachel das Schiff ins tiefere Fahrwasser hinaus. Nun begann das eintönige Löffeln der Ruder, das fünf Stunden lang andauern sollte! Die weniger Empfindlichen schnarchten bald unter dem Harzdach, während die andern bei dem ewigen Gegixe der Ruderweiden sich ruhelos herumwälzten. Sie wollten lieber, sobald es tagte, hervorkriechen und sich neben den rudernden Hansruedi auf den Schiffkasten setzen. Auf dem linken Ufer ruhte schon die Morgensonne, der See kräuselte sich leicht. „Ein schöner Tag heute, Hansruedi!" „Nicht übel," meinte der kurz; er redete nicht gern, besonders wenn ihm die Pfeife auszugehen drohte. Auch galt es jetzt eine Art Wettrudern mit den andern Märtschiffen, welche vor ihm her der Stadt zufuhren.

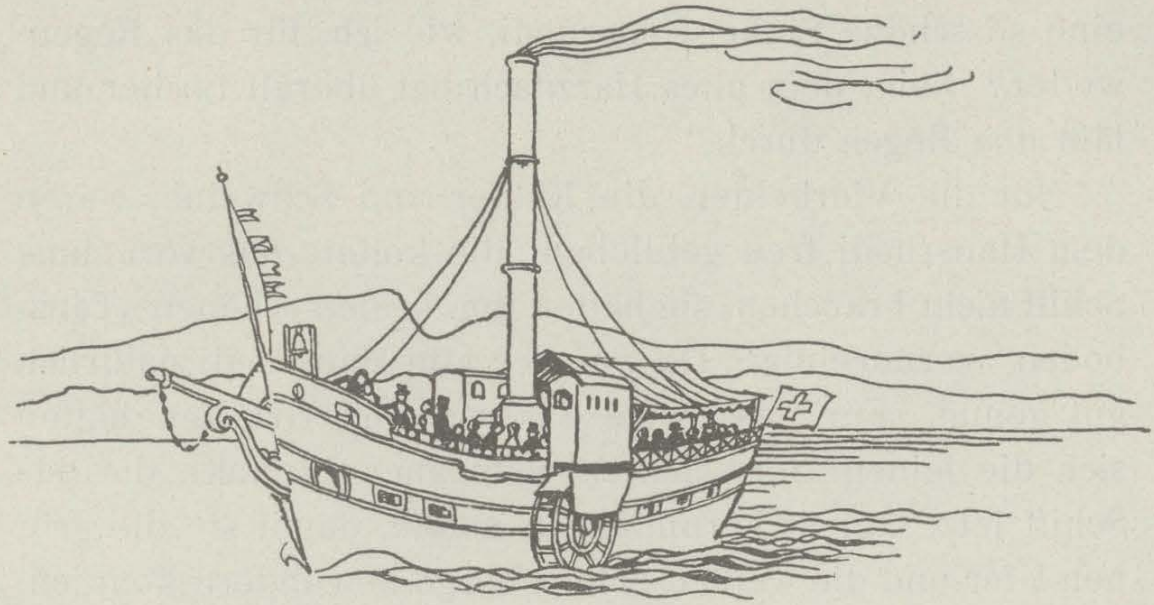
Schon flog die „Samichlausstud" vorbei, die im untiefen Uferwasser stand. Die Türme der Stadt hoben sich scharf vom hellen Morgenhimmel ab, vor allem der Wellenberg,

der mitten aus der Limmat ragte. „Verdammt, wir kommen noch zu früh!“ brummte Hansruedi, „der Grendel ist noch zu.“ Wirklich lag der Balken, der die Einfahrt unter dem Wassertor versperrte, noch auf dem Wasser; die eisernen Spitzen hinderten jedes Schiff, darüber zu gleiten. Die lange Pfahlreihe vom Wassertor bis zur Enge sorgte ebenfalls dafür, daß kein Schiff sich dem Ufer nähern konnte.

Die wenigen Schläfer, die noch auf den Strohsäcken lagen, hatten schön Zeit, hervorzukriechen. Der und jener schöpfte mit der hohlen Hand einige „Gütsche“ Seewasser, wusch sich damit und fuhr mit dem fünfzinkigen „Strähl“ ein paarmal durch den verwirrten Haarschopf. Schlag sechs Uhr ließ der Grendelwart von seiner Wohnung aus den Balken, der an einer langen Kette hing, durch die Strömung öffnen; Hansruedi lenkte geschickt durch die nicht sehr breite Einfahrt. In wenigen Minuten stieß das Schiff an die Mauer beim Schiffländeplatz, schnell sprang der vordere Schiffknecht ans Land und zog das Seil durch den eisernen Ring. Jedermann war froh, daß er wieder festen Boden unter den Füßen spürte und sich gehörig strecken durfte. Aus den offenen Fenstern des Gasthauses zum „Raben“ roch es schon einladend nach Kaffee und Mehlsuppe, wozu jeder einen riesigen Hunger verspürte. „Auf Wiedersehen, Hansruedi!“ riefen sie dem Schiffmann zu, der noch beim Ausladen sein mußte, „wann fahrt Ihr wieder zurück?“ „Um halb drei; ich hörnle dann, wenn's Zeit ist.“







Das Dampfschiff 1835.

Es war Markttag. An der Schifflände in Zürich stand der alte Hansruedi Ryffel von Stäfa bei seinem Märtschiff und lud die leeren Obstzeinen, Fässer und Kisten ein, die mit ihm die Rückreise machen mußten. Das Heben und Tragen ging ihm schon ein wenig schwer, er war eben ein alter Mann geworden. Und in seinen alten Tagen mußte er noch etwas erleben, was ihm weh tat: Seine langjährigen Fahrgäste waren ihm untreu geworden. Dort drüben am Bauschänzli lag das neue Dampfschiff angebunden, das hatte sie ihm weggeschnappt, einen nach dem andern. Es war aber auch verteufelt hübsch, das mußte man ihm lassen, schöner als Hansruedis alter Wackelkasten, der schon überall Moos ansetzte.

Seit der Probefahrt am 19. Juli hatte das neue Schiff den Leuten völlig den Kopf verdreht, als es so stolz mit seinen Fahnen und Fähnli den See hinauf fuhr. — Mit den kleinen Kajütenfenstern blickte es jetzt wie mit Augen

zu Hansruedi herüber, als wollte es sagen: „Hast du auch eine so schöne Stube, Hansruedi, wie ich, für das Regenwetter? Nein, dein altes Harzdach hat überall Löcher und läßt den Regen durch."

Nur die Vierbeiner, die Kälber und Schweine, waren dem Hansruedi treu geblieben; die konnte das vornehme Schiff nicht brauchen, sie hätten ihm seinen schönen „Tanzboden" verunreinigt. Da war der alte Hansruedi natürlich gut genug. Für das ewige Plärren und Grunzen hätten sich die feinen Herrschaften wohl auch bedankt, die das Schiff jetzt täglich herumführen mußte, damit sie die grünen Ufer und die weißen Schneeberge bewundern konnten.

Freilich, auch die alte Rägel Schnorf, Hansruedis Nachbarin, die noch jede Woche zweimal mit Anken und Eiern nach der Stadt fuhr, wollte nichts von dem neuen Schiff wissen. Wenn sie es allemal so unsinnig schnell davonschneuzen sah, konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren, es müsse einmal irgendwo anpütschen und die schönen Ankenballen aus der Form bringen, die es jetzt jeden Markttag nach Zürich trug. An die Eier durfte sie schon gar nicht denken, die hätte sie dem Ungetüm eineweg nicht anvertraut. Und daß das Schiff in Stäfa allemal vornehm draußen im See blieb und seine Fahrgäste mit einem neumodigen, wackeligen „Schalüppli" abholen und ans Land bringen ließ, sogar bei Wind und Wetter, das konnte ihm die wackere Rägel nicht vertragen. Wofür zahlte man denn die teuren Batzen? Kurz, die Rägel dachte: Langsam, aber sicher, und zog Hansruedis Strohsack dem neuen „Stubenschiff" vor, wie sie es nannte.

Heute stand sie mit ihrem leeren Korb am Arm etwas früher als sonst auf dem Schiffländeplatz. Sie sah den alten Hansruedi am Wasser, wie er nach dem Bauschänzli hinüberblickte. Sie erriet seine Gedanken; sie zupfte ihn

am Hemdärmel und sagte lachend: „Was doch der Teufel nicht alles ersinnet! Das raucht wieder, wie wenns die Hölle selber im Bauch hätte.“ „Ja,“ sagte Hansruedi, „die haben keine Ruhe, bis es einmal samt allem, was drauf ist, in die Luft fliegt, wie es in England scheint's fast jede Woche einmal vorkommt.“ „Je nun,“ sagte Rägel, „die sind selber schuld, die so leichtsinnig sind und sich drauf setzen.“ „Ja, beim Eid, mich würden nur die vielen Ankenballen und Eier reuen,“ meinte Hansruedi lachend, aber sein Lachen tönte ein wenig erzwungen. „Die werden wohl bald aufhören,“ fuhr er fort, „wenn sie für jede Fahrt fünf Klafter tannene Scheiter verbrennen müssen, wie mir's der Kunzen Jakob gesagt hat, der jetzt Seilanbinder ist auf dem neuen Schiff.“ „Bhüetis Gott, was Ihr nicht sagt! So einen Haufen? Und unsereins hat oft kaum genug für einen Kaffee oder eine warme Stube,“ rief Rägel fast überlaut und schlug die Hände zusammen. „Da nehmt eine Prise,“ sagte Hansruedi, und hielt ihr die Schnupftabakdose hin, „erholt Euch von dem Schrecken.“

Aber es fuhr noch einmal ein Schrecken in Rägels alte Beine, nämlich als jetzt unversehens das neue Schiff ein durchdringendes Zischen ertönen ließ. Langsam erst, dann immer schneller stampfte das rote Schaufelrad, das man in der Mitte unter einem halbrunden Kasten hervorgucken sah, im Wasser herum, daß es wie Milch aufschäumte. Jetzt bewegte es sich träge, aber nicht vorwärts, wie die Beiden erwartet hatten, nein, mit dem Hinterteil voraus, gegen den See. Jetzt bog es sogar gegen das Ufer zurück. Unwillkürlich hielt sich Rägel fester an Hansruedis morschem Hemdärmel, man konnte ja nicht wissen — —. Aber es stieß nirgends an, wie die Rägel befürchtet hatte, es hatte eben hinten auch „Augen“. Es hatte nur das tiefere Fahrwasser gewinnen wollen. Es verlangsamte die Fahrt

wieder, stand kurze Zeit still und rauschte dann mit Macht vorwärts dem offenen Wasser zu. Die Buben, die sich wie immer gesammelt hatten, um der Abfahrt zuzuschauen, erhoben ein Freudengeschrei; die Fahrgäste standen am Geländer des Verdecks und schwenkten die Schnupftücher. Nur der Hansruedi brachte es nicht über sich, zu winken, er behielt die Hände in den Hosentaschen. Und als ob sie ihn necken wollten, kamen die Wellen des Dampfschiffes eine nach der andern und spritzten auf die Hafenmauer. Und Hansruedis altes Marktschiff schwankte und knarrte, wie einer, der den Kopf schüttelt über die neue Zeit, die er nicht mehr versteht.



Fröhliches vom neuen Dampfschiff.

Das neue Dampfschiff wurde namentlich gern von den Landleuten aus dem Elsaß und dem Schwabenland benutzt, wenn sie jeweilen im Sommer scharenweise nach Einsiedeln pilgerten. Da sie die lange Reise zu Fuß machen mußten, war ihnen die Fahrt auf dem See eine willkommene Abwechslung. Jedes Jahr kamen wieder solche Neulinge und sahen mit Staunen das Wunderschiff, das sich von selbst, ohne Zutun des Menschen bewegte. Da erlaubten sich die Stadtbuben etwa einen Scherz. Einer rief plötzlich: „Schnell echli, 's Schiff stahd scho im Wasser!" Alle brachen dann in ein fürchterliches Halloh aus, wenn sie mit diesem Ruf eine ganze Schar Männer und Frauen zum Laufschritt antreiben konnten.

Eines schönen Sonntags stand das neue Schiff wie gewöhnlich bereit, die zahlreichen Sonntagsfahrgäste aufzunehmen, als ein Trupp Pilger im Eilschritt über die Bauschanze daher kam. Ehe es die Schiffsmannschaft verhindern konnte, hatten sie den ersten Platz unter dem schattigen Zeltdach völlig besetzt. Alles Zureden war umsonst, sie wichen einfach nicht. Da war guter Rat teuer. Doch der Kapitän wußte sich zu helfen. Er stellte sich auf den Radkasten und rief mit fürchterlicher Stimme: „Wo wänd ihr hifahre?" „Nach Oisiidle," riefen hundert Stimmen zugleich. „So, guet also! Dänn müend ihr füre, v o r n e fahrt's nach Eisidle. H i n e fahrt's durab!" Jetzt stürmte die ganze Gesellschaft nach dem Vorderdeck, und die Sonntagsgäste nahmen lachend ihre Plätze ein.

IV.

Der Verkehr zu Lande.

Glücklich gerettet.

Als Pauline noch ein Mädchen von fünf Jahren war, wohnten ihre Eltern an der Römergasse. Ihre liebste Freundin war Luischen, deren Mutter einen Korbladen unter den „Bögen" hatte. Oft trippelte Paulinchen auf seinen kurzen Beinen die Römergasse hinunter, stellte sich vor den Korbladen hin, und dann kam Luischen heraus und sie gingen Hand in Hand unter den Bögen durch zu einem offenen Lädeli, wo ein Mann einen ganzen Berg goldgelber Orangen feil hatte. Dort blieben sie ein bißchen stehen, und wenn der Orangenmann gut aufgelegt war, schenkte er ihnen ein paar „Spanischnüßli" oder gar eine von den gelben Kugeln und sagte: „Da teilt miteinander," worauf sie glückstrahlend in den Korbladen zurückkehrten.

Eines Abends spazierte Päuli mit seiner neuen Puppe im Arm die Gasse hinunter, um sie Luisli zu zeigen. Am liebsten wären die beiden Kinder gleich ins Kaufhaus hinübergegangen. Aber seit Päulis Bruder Karl in die Limmat gepurzelt war, hatte es die Mutter streng verboten; denn der Vater, der im Kaufhaus schrieb, hätte keine Zeit gehabt, sie zu beaufsichtigen.

Nachdem die beiden ein Weilchen gespielt hatten, kam sie große Lust an, zu den Schwänen an die Limmat hinüber zu gehen. Sie wollten ihnen zuschauen, wie sie ihren

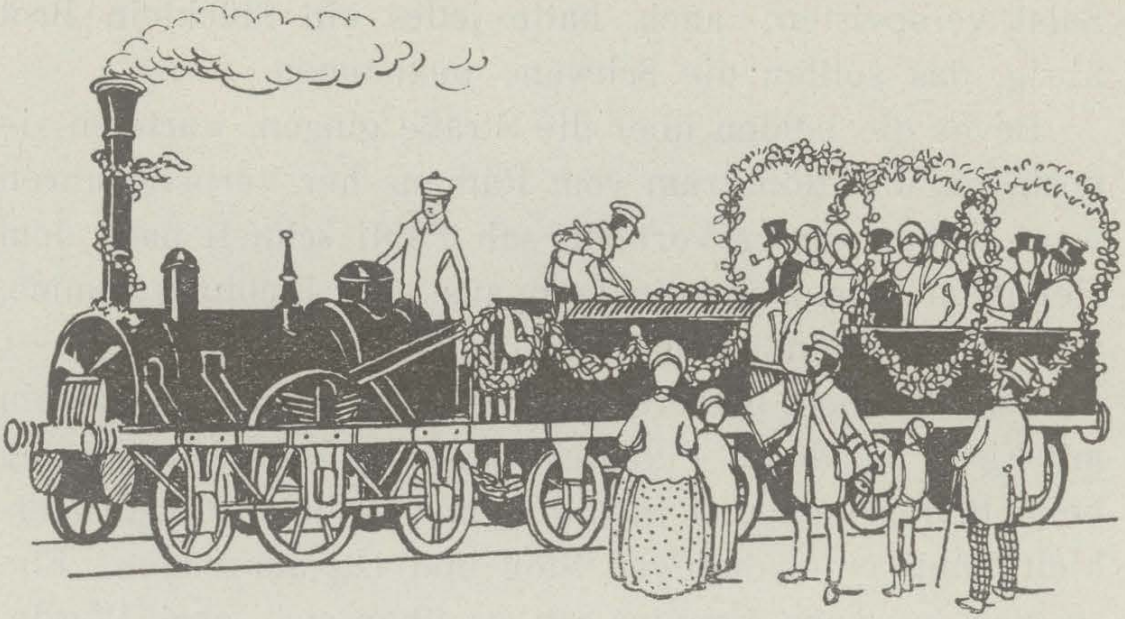
Salat verspeisten; auch hatte jedes ein Stücklein Brot übrig, das sollten die Schwäne bekommen.

Bevor die beiden über die Straße gingen, warteten sie noch, bis das Rößlitram vom Rathaus her vorbeigefahren war. Kaum war es vorüber, sah Päuli schnell nach dem Helmhaus hinauf, ob kein Tram aus jener Richtung komme, und wollte dann hastig über die Straße eilen.

Es hatte nicht bemerkt, daß in diesem Augenblicke ein mit Eisen beladenes Fuhrwerk aus dem engen Durchgang beim Rüden kam und in die Straße einbog. Plötzlich erhielt Päuli einen heftigen Stoß und lag am Boden. Ehe es sich besinnen konnte, sah es über sich zwei Pferde. Das eine hatte schon den Vorderfuß auf sein Beinchen gestellt. Nun standen aber beide still, denn der Fuhrmann hatte sie im rechten Augenblick zurückgerissen und hob Päuli am Röcklein weg. Noch eine kurze Spanne, und das Vorderrad hätte das eine Händchen erreicht.

Der Fuhrmann wollte das Kind auf die Füße stellen, aber es knickte wieder zusammen und klagte über heftige Schmerzen im Bein. Es war noch bei Besinnung und konnte dem Fuhrmann angeben, daß es an der Römergasse wohne. Schon war eine Menge Neugieriger zusammen gelaufen. Der Fuhrmann, schreckensbleich, ließ den Wagen stehen und trug Päuli heim. Als die Mutter ihn, mit dem fast besinnungslosen Kinde auf dem Arm, vor der Glastüre stehen sah, brach sie in heftiges Weinen aus. Doch der Fuhrmann konnte ihr beruhigend mitteilen, daß es dem Kinde nicht viel geschadet habe.

Drei Wochen lang mußte Paulinchen im Bette bleiben; denn es konnte auf dem getretenen Bein nicht stehen. Seither hatte es eine Narbe daran, welche noch die Abdrücke des Hufeisens erkennen ließ.



Der Dampfwagen 1847.

Im Herbst 1847 kam Annelis Großvater auf Besuch. Er wohnte sonst auf einem Bauernhof im Oberland und hatte den weiten Weg nach Zürich zu Fuß gemacht. Er war noch nicht viel in der Stadt gewesen; die neue Eisenbahn, die im August eingeweiht worden, hatte er noch gar nie gesehen. Deshalb sagte die Mutter am nächsten Morgen, als sie sah, daß der Großvater nur so herumsaß und sich langweilte: „Anneli, du könntest mit dem Großätti in die Stadt hinuntergehen und ihm die Eisenbahn zeigen."

Der Großvater setzte die Zipfelkappe auf und ging dann mit Anneli durch das Niederdorf. Sie kamen bald an die Limmat hinunter zu dem langen hölzernen Steg, der auf den Platzspitz hinüber führte. Sie lehnten über das Geländer und schauten in das grüne Wasser, welches rasch dahinfloß. An der Ufermauer lag ein alter Weidling angekettet, auf seinem Boden hatte sich das Regenwasser gesammelt. „Der hat jetzt auch Ruhe," sagte An-

neli, „der muß jetzt keine Jungfern und Herren mehr nach Baden führen.“ „Warum denn?“ „Hä, die fahren jetzt mit der Eisenbahn, da geht es schneller und besser.“ „So, besser, meinst du?“ brummte der Großvater ungläubig. Er gehörte nämlich zu denen, welche alles glaubten, was im Oberland Schlimmes über den neuen Dampfwagen geschwatzt worden war: Man werde krank, wenn man ihn nur vorbei fahren sehe, das habe der Doktor selber gesagt, und er zünde mit seinen Funken Scheunen und Häuser an.

Sie gingen über den Steg ans andere Ufer hinüber. Dort blieb der Großvater stehen und sah unverwandt auf eine mächtige Halle, die sich mitten aus schönen Baumgärten erhob. „Das ist jetzt eben der neue Bahnhof,“ sagte Anneli. „Ich kenne mich gar nicht mehr aus,“ erwiderte der Großvater, „da lagen doch die Kabisgärten der Stadtburger, nicht wahr?“ „Ja, freilich, wir haben unsern Gemüseplatz auch hergeben müssen. Er hat uns wohl zuerst ein bißchen gereut, aber jetzt würden wir doch nicht mehr tauschen.“

Sie traten an den hölzernen Zaun, welcher den Bahnhofplatz gegen die Limmat halbkreisförmig abschloß. Von hier aus hatte man gerade die fünf Bogengänge der Halle vor sich; aus jedem Bogen lief ein Geleise auf den halbrunden Platz heraus und alle fünf kamen vor einer kreisrunden Scheibe zusammen. „Was ist jetzt das?“ fragte der Großvater. „Das sind jetzt eben die eisernen Schienen; auf denen fährt der Zug. Wart nur, du wirst gleich sehen, wozu die runde Scheibe da ist.“

Wirklich rollte jetzt aus der Halle heraus das neumodische Fuhrwerk, gerade auf die runde Platte los. „Das sieht ja fast aus, wie mein Güllenfaß zu Hause, wenn's kein Chämi hätte,“ meinte lachend der Großvater.

Aus dem hohen Kamin puffte der Dampf in dicken Wolken; ein eiserner Arm, von unsichtbarer Kraft bewegt, drehte die Räder; alles glänzte in der Sonne. Auf der kleinen Plattform des Wagens stand ein Mann im blauen Uebergewand. Er zog an einem Hebel, der Wagen verlangsamte seine Fahrt und blieb mitten auf der kreisrunden Scheibe stehen. Ein durchdringender Pfiff erschreckte den Großvater, so daß er zusammenfuhr. „Der donners Unflat!" schimpfte er, während Anneli sich lachend die Ohren zuhielt.

Zwei Männer in blauen Ueberhemden eilten herbei und drehten an einer Kurbel. Sieh da! Die ganze große Platte samt dem daraufstehenden Dampfwagen drehte sich im Kreise herum. Wieder ein Pfiff, der Dampfwagen fuhr auf einem andern Geleise in die Halle zurück und verschwand; man hörte noch eine Zeitlang das dröhnende Rollen der Räder. „Was doch die Städtler nicht alles fertig bringen!" sagte der Großvater, und kam aus dem Kopfschütteln nicht mehr heraus.

„Wollen wir einmal sehen, wie der Zug abfährt?" fragte Anneli. „Hä nu so dä!" brummte der Großvater. Sie gingen miteinander dem Zaune nach bis vor den Bahnhof. Unter dem offenen Eingang zeigte Anneli dem Großvater das Schiebfenster, wo man die Fahrkarten löste. Ein Mann saß dahinter und schrieb. Neben dem Schalter hing eine Tafel, welche mit Zahlen und Wörtern bedruckt war: Anneli erklärte dem Großätti, hier könne man sehen, wann der Zug abfahre und was das Fahren koste. Es mußte ihm alles haarklein vorlesen und der Großvater brummte. „So, so, viermal können die Züriherren nach Baden chärlen?, da werden sie wohl genug Spanischbrötli bekommen." Anneli mußte lachen.

Sie traten in die weite Halle. Auf dem Geleise stand richtig derselbe Dampfwagen; aber nicht mehr allein; hinten angekettet hing der Holzwagen, der mit Tannenscheitern und buchenen Stöckli beladen war. „Schau, damit heizt der Mann den Dampfwagen während der Fahrt," erklärte Anneli. „Wohl, wohl, das Unghür frißt einen schönen Haufen. Es wäre gescheiter, man gäb's den armen Leuten," brummte der Großvater.

Das hörte der Dampfwagenmann, der mit der Oelkanne in der Hand an der Maschine herumhantierte. Er lachte stillvergnügt vor sich hin; es war wohl nicht das erstemal, daß einer über seinen Dampfwagen solche Reden führte. Er hatte schon Schlimmeres hören müssen, namentlich von Fuhrleuten, deren Pferde jetzt ohne Arbeit herumstanden.

Der Großvater ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. „Einen luftigen Stand habt Ihr da oben, wenn's chutet und regnet," sagte er, und zeigte auf die ringsum offene Plattform des Dampfwagens. „Gewiß, schön ist's allemal nicht, wenn's aus dem Badenerloch heraufbläst. Aber, man gewöhnt sich an alles," sagte der Angeredete, setzte aber etwas zögernd hinzu: „Wie's im Winter kommt, weiß ich freilich noch nicht, allweg nicht besonders gemütlich."

Unterdessen wurden hinter dem Schitliwagen noch zwei Personenwagen angeschoben. „In dem Stübli drin mag's nicht übel zu sitzen sein, da kann einer gemütlich tubäklen bis nach Baden hinunter," meinte der Großvater, der den ganzen Tag die Pfeife im Munde hatte.

Unterdessen kamen die Reisenden, Frauen, Männer und Kinder hereingelaufen, die der Omnibus aus der Stadt, vom neuen Posthaus her, gebracht hatte. Sie stürmten die kleinen Treppen hinauf, um einen schönen Fensterplatz zu erobern. Die Bremser bestiegen ihre hohen Sitze, und der Dampfwagenmann kletterte auf seine Platt-

form. Ein Pfiff, ein Hebeldruck, und die Stangen und Räder bewegten sich langsam und immer schneller. Das Ungetüm zischte und puffte Rauchwolken aus dem Kamin gegen das Dach der Halle. Rollend folgte ihm die Wagenreihe über die Sihl, und bald war der Zug unten im flachen Sihlfeld verschwunden. Der Großvater staunte immer noch ins Leere und hätte beinahe an seiner Pfeife zu saugen vergessen.



Aus der Zeit der Postkutsche.

a) An einem ältern Hause der Münstergasse ist folgende in Stein gehauene Inschrift zu lesen: „Zur alten Post 1662 bis 1838". Das dortige Plätzchen war kleiner als jetzt. Um 8 Uhr standen die vierspännigen Eilwagen nach verschiedenen Richtungen zur Abfahrt bereit, dicht ineinander gedrängt. Es war für die Schüler, die in der Stüßihofstatt zur Schule gehen mußten, keine Kleinigkeit, längs des Hauses über Treppenstufen, an Pferdebeinen und Wagenrädern vorbei, die Strecke bis gegen die Marktgasse hin ungeschoren zurückzulegen. Noch schwieriger

hatten es die kleinen Mädchen, die von der Münstergasse her ins Schulhaus zum „Napf" gingen; denn sie mußten das Plätzchen durchqueren. Da geschah es denn nicht selten, daß sie sich unter den Pferdebäuchen durchwanden, um ja nicht zu spät in der Schule zu sein. Auch das Abfahren der Postwagen den steilen Abhang der Marktgasse hinunter war nicht nur für Pferde und Wagen eine stete Gefahr, sondern auch für die Leute, die vorbeigingen.

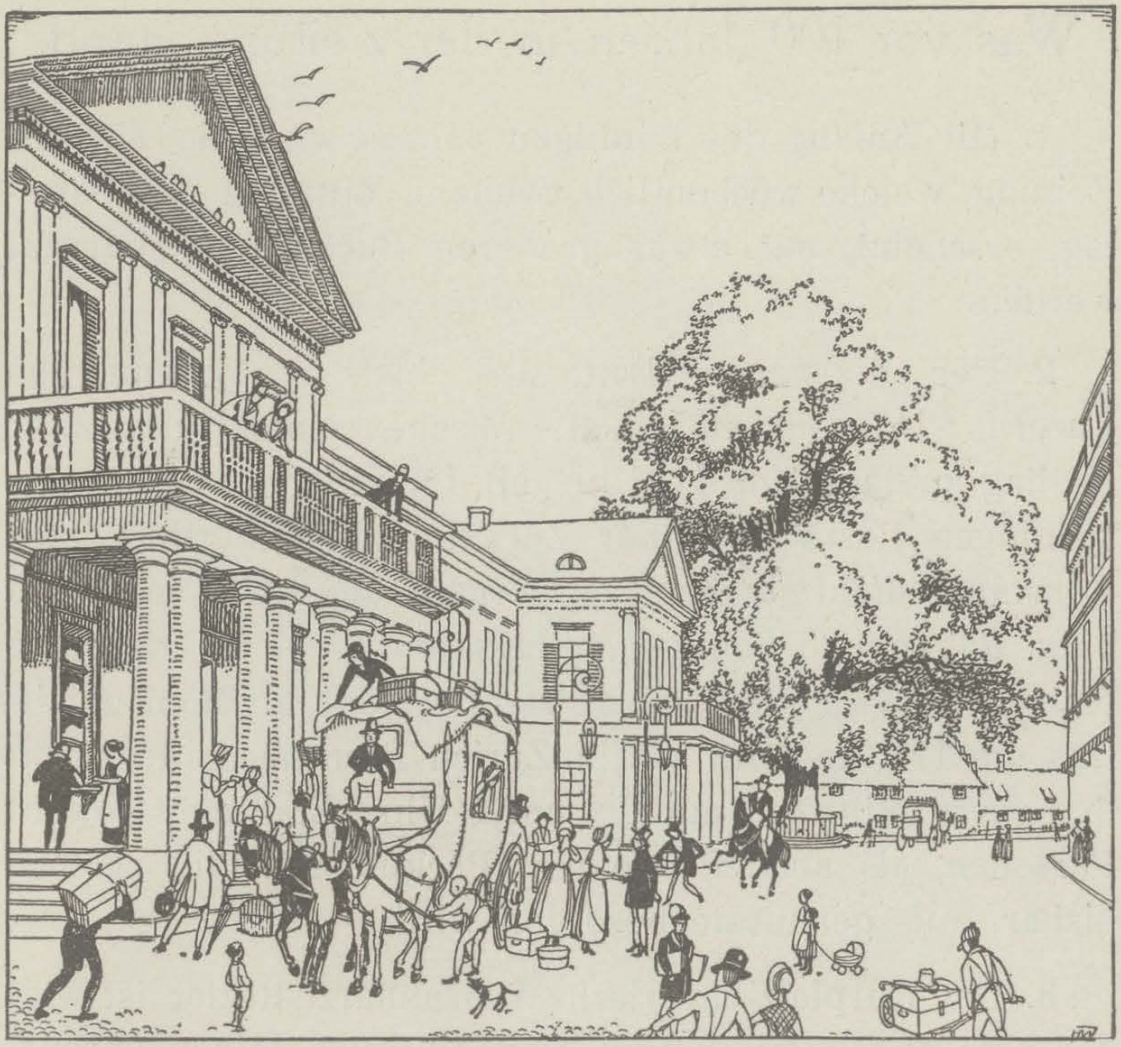
Wohin die Postwagen fuhren und wie sie aus der Stadt gelangten, darüber machten sich die kleinen Schüler damals noch keine Gedanken. Erst später vernahmen sie, daß die eine Postkutsche nach Winterthur hinausfuhr, und zwar durch die obere Kirchgasse hinauf und durch das Lindentor auf den Hirschengraben; oder durch Rinder- und Neumarkt hinauf und durch das Kronentor hinaus. Dann ging es das steile „Halseisen" hinauf zur Kronenporte. Die Post nach Baden durchfuhr die Marktgasse, die untere Brücke, die Strehlgasse, den Rennweg und verließ die Stadt durch die Sihlporte im Talacker, worauf sie über die hölzerne Sihlbrücke rumpelte. Denselben Weg mußte auch der Wagen nach Horgen nehmen, während die Post nach Rapperswil in umgekehrter Richtung durch Oberdorf und Stadelhofen rollte.

Nachdem an Stelle des hölzernen Helmhaussteges die fahrbare Münsterbrücke gebaut worden war, mußte für die enge, winklige Waaggasse ein besserer Durchgang zum Paradeplatz geschaffen werden. Mehrere alte Gebäude neben der Fraumünsterkirche wurden abgebrochen, damit es für die neue Poststraße Platz gab. Zu gleicher Zeit entstand auch das neue Postgebäude, damals das schönste Haus in Zürich. Es hatte unten große Räume und einen gedeckten Torweg, wo die Reisenden auch bei Regenwetter

bequem einsteigen konnten. Auf dem mächtigen Hof im Innern wurden die Poststücke verladen und die Pferde aus- und eingespannt; in den Ställen ringsherum wurden sie untergebracht. Der Briefschalter war im Freien unter der Säulenhalle, und es war nicht gerade angenehm, bei schlechtem Wetter zu warten, bis man an die Reihe kam. Denn jeder Brief mußte auf die Post getragen und dort bezahlt werden.

Die Eisenbahnen machten freilich der Herrlichkeit ein schnelles Ende und heute ist davon nichts geblieben als der Name der Poststraße und die Säulenhalle längs derselben.

b) Wer mit der Post reisen wollte, ging am Abend vorher in das Reisebüro, das neben der großen Einfahrt des Postgebäudes lag, und verlangte einen Fahrschein. In diesen gedruckten Zettel hatte der Reisende seinen Tauf- und Geschlechtsnamen, sowie das Reiseziel einzuschreiben, worauf der Postbeamte noch die Platznummer dazu setzte. Am Morgen um halb acht Uhr hatte man sich im Hofe der Post einzufinden. Dort standen in langer Reihe die großen, gelben Postkutschen, jede mit vier Pferden bespannt. Aus dem Büro trat der Beamte, in der Hand einen Bogen Papier, auf dem die Reisenden eingeschrieben waren. Er rief einen nach dem andern mit Namen und Geschlecht und wies ihm seinen Platz an. Sechs kamen in den Kasten oder „Interieur", drei ins „Coupé" unter dem „Bock", durch dessen Fenster man einen freien Ausblick über die Pferde weg hatte. Einer oder zwei stiegen zum „Kondukteur" ins offene „Kabriolett", welches als luftiger Sitz hinten über den Wagenkasten emporragte. Waren alle glücklich verpackt, die Hutschachteln und Reisesäcke unter dem Wachstuch geborgen, so hieß es: Vorwärts, und die Postkutschen rasselten eine hinter der andern aus dem Tor.



c) Die Briefe steckte man nicht in einen Umschlag, sondern faltete sie einfach zusammen und verschloß sie mit Siegellack. Auf die leer gelassene Außenseite kam die Aufschrift. Briefmarken gab es zu 4 Rp. für Briefe in der Stadt herum, und zu 6 Rp. für den Kanton. Diese „Zürivieri" und „Zürisechsi" sind heute so selten geworden, daß die Markensammler sie mit teurem Gelde bezahlen. Ein Brief von Genf kostete 28 Rp., die der Empfänger in Zürich zu erlegen hatte; denn der Absender in Genf glaubte, der Brief werde eher befördert, wenn er ihn unbezahlt verschicke. Das „Briefmaitli", das bis jetzt die Briefe in einem Körbchen gebracht hatte, „verschwand" nach der Eröffnung des neuen Postgebäudes und wurde durch drei Briefträger ersetzt.

Was vor 100 Jahren in der Zeitung stand.

1. Mit Anfang des künftigen Jahres wird die Zürcher Zeitung, welche wöchentlich zweimal, Mittwoch und Samstag, erscheint, mit etwas größeren Buchstaben gedruckt werden.

2. Der Konstanzer Bott, Jost Alois Schürmann von Luzern, wird von dato an alle Wochen einmal, und zwar Freitag mittags um 11 Uhr, ab Luzern mit einem einspännigen Postwagen über Zürich und Winterthur nach Konstanz abfahren; Samstag morgens um 8 Uhr in Zürich beim Raben und Sonntag mittags um 1 Uhr in Konstanz eintreffen. Von Konstanz reist er wieder ab Montag mittags um 12 Uhr, trifft ein in Zürich Dienstag mittags und in Luzern Mittwoch mittags um 1 Uhr. Er nimmt sowohl Personen, als auch Briefe und Packete mit, die er, wie bisher, aufs genaueste besorgen wird.

3. Der Kurpfalz-bayerische Hofzahnarzt Rezler ist wieder hier angekommen und empfiehlt sich seinen verehrtesten Gönnern. Er besitzt die Kunst, die unheilbaren Zähne und Wurzeln mit Leichtigkeit herauszunehmen und die andern zu reinigen. Sodann versetzt er lebendige Zähne, daß sie wieder festwachsen; auch weiß er falsche Zähne geschickt einzusetzen, daß man sie für natürliche hält. Sie sind den andern an Form und Farbe im ersten Augenblick ähnlich. Zahnpulver und Tinktur, auch echt englische Zahnbürsten sind bei ihm zu haben.

4. Es hat eine Tochter vom äußern Rennweg, die Kuttelgasse ab über den Fröschengraben bis auf den Münsterhof ein birrenförmiges, silber- und vergoldetes Ohrengehänge verloren. Dem Zurückbringer verspricht man ein angemessenes Trinkgeld.

5. Es sind allhier wiederum angelangt zwei Hebräer, welche vergangenes Jahr auch hier gewesen und unterschiedliche Proben gemacht haben mit Vertreiben der Aegerstenaugen, der Wäntelen, wie auch das schon bekannte Mausgift, welches auch die Ratzen vertreiben tut. Ferner ist bei ihnen zu haben extra gute Schuhwichs. Logieren beim Hirschen.

6. Es wünscht eine ehrenhafte Weibsperson die Frauenzimmerkleidung zu erlernen, wäre es bei jemandem in der Stadt oder anderswo. Am gleichen Ort sucht man eine ehrliche Weibsperson zu sich in die Stube zu nehmen von Stund an. Ist sich für beides bei Frau Schulthessin in Herrn Zimmermann Kupferschmieds Haus im Niederdorf darum anzumelden.

7. Es ist letzten Freitag jemandem, der zu dem Leichenbegängnis im Neuenhof gehen wollte, unweit von da ein weißes Leidschnupftuch aus dem Schlauf gefallen, ohne daß man es bemerkte und also von jemandem, wie man bereits vernommen hat, aufgehoben worden; es kann daher der Finder im Berichthaus vernehmen, wem es gehört.

8. Es ist jemandem ein Güggel zugelaufen. Der Eigentümer kann im Berichthaus vernehmen, wo solcher wieder zu bekommen ist.

9. Bei Frau Wegmannin im goldenen Winkel bei St. Anna sind folgende Waren zu haben: Ein Schreibpult, gar kommod zum Gebrauch; Tafelen, Tisch und Tischli. Eine ganz nußbäumene gar schöne Lad mit gutem Schloß und Rieglen und Trucken versehen, zwei gleiche Sessel, Porträter und Rahmen, Laternen, steinerne und andere Oelliechtli, Schreibtafeln, Perrückenstöck, Bettscheren, 12 kupferne Türtliformen, schöne Pelzmantilien und Pelz-

brämen, Schöppen, Fürtücher, Schnupftücher, schöne und geringe Gestaltröck und andere Sachen mehr.

10. Ein Weiberort beim Großen Münster. Ein Mannenort auf dem Gewölbe beim St. Peter, von Stund an um billichen Zins zu besitzen.

Was die Anwohner der Marktgasse an den Rat schrieben.

Die Marktgasse war früher die Zufahrt zu der einzig fahrbaren Brücke der Stadt. Wagen mit Kaufmannsgütern, Weinfuhrwerke und Karren aller Art fuhren vom Niederdorf und von der Münstergasse her in die Marktgasse ein und stauten sich in dem engen Durchgang auf gefährliche Weise. Da gab es denn oft ein böses Zusammentreffen, besonders wenn vom Rathaus her ein Fuhrwerk entgegenkam. Deshalb richteten die Anwohner der Marktgasse folgende Eingabe an den Rat der Stadt:

Gnädiger Herr Bürgermeister! Hochgeachte, wohledelgestrenge, fromme, vornehme, vorsichtige, hoch- und wohlweise, gnädige, liebe Herren und Väter!

Die Nachbarschaft der Marktgasse ist zusammengetreten und jeder hat dem andern seine Not geklagt, vor welch großer Gefahr wir täglich stehen wegen der Enge des Durchgangs. Am schlimmsten ist es am Donnerstag und Freitag, namentlich aber zur Weinlese. Da stehen einem die Haare zu Berge, was für gräßliche Flüche von den Fuhrleuten ausgestoßen werden und wie sie einander mit dem verkehrten Geißelstecken über die Köpfe schlagen, daß das Blut in die Höhe springt, also, daß man die Gasse

eine Fluchgasse nennen möchte. Unser gnädiger Herr Bürgermeister und liebe Landesvater Fries konnte sich schon manchmal nur mit genauer Not in ein Haus hineinflüchten, um der Gefahr zu entgehen. So wurde 1726 eine brave Bürgersfrau verkarrt und 1732 an derselben Stelle eine Dienstmagd von einem Güterfuhrwerk so elendiglich zugerichtet, daß sie zwei Tage nachher im Spital starb. Vor wenig Wochen fiel da ein Trottbaum von einem Wagen, und hätte der liebe Gott nicht sonderlich gegaumet, so wären wohl 20 Mann ums Leben gekommen. Und etliche Tage nachher geriet des Chorherrn Rahnen Töchterlein unter einen Wagen und konnte noch schnell durch einen Diener hervorgezogen werden, sonst wäre es elendiglich umgekommen. Sagt man zu einem Fuhrmann, er solle doch fürsichtiger fahren, so bekommt man mit wüsten Worten zum Bescheid: „Wenn dein Haus auf dem Lande stünde, so müßte es fort wie meine fruchtbaren Bäume, Aecker und Wiesen, damit es eine rechte Straße gäbe." Wir bitten darum unsere gnädigen Herren, sie möchten die Häuser wegkaufen und abbrechen lassen. Es würde auch unserer Stadt ein großes Ansehen geben, wenn man vom „Elsasser" aus das schöne Rathaus und die Brugg erblicken könnte. So wagen wir denn zu hoffen, unsere gnädigen Herren und Väter werden unsere Bitten erhören, wofür wir ihnen ein glückseliges Leben wünschen. Eure untertänigsten Bürger.

Die Bittschrift war von der Regierung nicht unbeachtet geblieben. Die ganze Häuserreihe gegen die Krebsgasse wurde von den Herren gekauft, mit Ausnahme eines einzigen Hauses, dessen Eigentümer es nicht abtreten wollte. Dadurch wurde das ganze Unternehmen vereitelt.

V.

Die Schule.

Nastuch und Schulheft, eine Lumpengeschichte.

Es war anfänglich ein feines Taschentüchlein. Es hatte hübsche blaue Rändchen und in der Ecke einen zierlich gestickten Buchstaben, ein „H“ vorstellend. Am Sonntag guckte es aus Hansens Brusttasche heraus.

Aber wie es so geht, wenn man „oben hinaus“ will. Es kam immer tiefer herunter und geriet zuletzt in Hansens Hosensack, zu einer Gesellschaft von schmutzigen Marbeln, Schnurstücken und Brosamen. Und was das Bürschlein alles an ihm abrieb! Die schmierigen Hände, das Taschenmesser, die gläserne Spielkugel, die auf der Straße herumgerollt war. Nur die Nase nicht, die es doch am nötigsten gehabt hätte. Als er aber gar einmal die Feder damit abwischte, riß es ihm die Mutter kurzweg aus der Hand, mit den Worten: „Her mit dem Fetzen!“ und warf es in eine finstere Ecke. Da lag es neben ausgedienten Schürzen, zerrissenen Hemden und abgeriebenen Hosenböden.

Eines Tages erschien die Mutter wieder, faßte den alten Plunder und stopfte ihn in einen Sack. Sie ging damit hinunter, aber nicht in die Waschküche, sondern zur Haustüre. Dort stand ein Mann in ziemlich schäbigen Kleidern. Der hängte den Sack an eine wackelige Stange, die er in der Luft hielt. Mit der andern Hand schob er einen Eisenklotz an der Stange hin und her, bis sie schön ruhig hing, brummte etwas und gab der Mutter ein paar Münzen. Den Sack warf er zu den andern auf seinen Wagen, und aus

dem Loch guckte gerade noch der Zipfel mit dem blauen Rändchen und dem gestickten „H".

Der Mann fuhr durch eine schöne Straße, wo die blauen Tramwagen und glänzenden Autos vorbeisausten. Aber die elende Klapperfuhre, woran ein Gaul zog, dem man alle Rippen zählen konnte, wollte nicht recht zu den feinen Dingern passen. Und die Damen, die über die Straße trippelten, um die Schaufenster zu betrachten, rümpften das Näschen und machten einen großen Bogen.

Der Mann hieb unbekümmert auf sein Rößlein los. Der Wagen rumpelte über eine steinerne Bogenbrücke, darunter schoß ein breites Wasser schmutzig und rauschend dahin. Er fuhr durch ein Gittertor in einen Hof und hielt vor einem langen Gebäude mit vielen Fenstern. Ein Mann warf den Sack auf ein schwankendes Brett, schmiß ein paar Eisenklötze mit Zahlen auf ein kleineres Brettchen und kritzelte etwas in ein Büchlein.

Der Sack wanderte über Treppen, durch Türen und Gänge in einen hellen Saal. Aber in den Sonnenstrahlen, die schräg durch die Fenster fielen, tanzten Millionen von Stäubchen. An langen Tischen saßen bleiche Frauen, und vor ihnen häuften sich die Lumpen, die der Mann aus dem Sack schüttete, zu wahren Bergen. Hastig griffen sie in die Fetzen hinein und fuhren damit blitzschnell über ein Messer hinunter, das aufrecht am Tischrand steckte und fast aussah wie eine Sense; und es wurde einem nur angst um die Finger. So kam auch unser Nastuch an die Reihe, in Stücke zerschnitten zu werden.

Aber noch nicht genug! Eine Maschine verschluckte schließlich den Haufen; fürchterlich scharfe Messer wirbelten in ihrem Bauche herum und zerhackten alles kurz und klein. Hierauf kam das Häcksel in eine mächtige hohle Eisenkugel hinein; die war mit beißender

Lauge gefüllt und drehte sich beständig, und die kochende scharfe Flüssigkeit wusch allen Schmutz, selbst Hansens Tinte, gründlich weg. Ein Mann schöpfte das „Zeug", wie er es ein bißchen verächtlich nannte, in eine sonderbare Walzmühle hinein. Darin wanderte es mehrmals zwischen scharfen Zähnen hindurch, immer ringsum, bis es zu einem Brei geworden, dem kein Mensch mehr ansah, daß er einmal Tuch gewesen war.

Nun floß der Brei aus einem breiten Maul auf ein äußerst feines Sieb, das ihn, langsam vorwärts wandernd, mitnahm. Dabei verlor er sein Wasser und sah beinahe aus wie dünne Watte, so weiß war er geworden. Der ganze breite schneeweiße Zeugstreifen reiste auf und ab zwischen vielen Walzen durch, immer vorwärts, und wer weiß, wie viel von ihm schon vorausgelaufen war seit vielen Stunden und wie viel das breite Maul noch herausgab. Denn die Maschine mit den drehenden Walzen war doppelt so lang wie ein Schulzimmer, und Riemen fuhren auf und nieder über breite Räder, und die Räder waren wiederum aufgereiht an einer langen Stange, die an der Decke hing. Aber wer diese Stange drehte, sah man nicht, der Mann sagte nur, es sei das große Wasser draußen, das alles bewege.

Die letzten Walzen waren heiß und sehr glatt, sie preßten das Zeug zusammen, daß es dünn und glänzend wurde und feiner als das feinste Sacktüchlein. Von dem frühern Gewebe war keine Spur, nicht das feinste Fädchen mehr zu entdecken; dafür war es so dünn geworden, daß grobe Hände es leicht zerrissen. Die Menschen nannten es jetzt „Papier"; davon war am Ende der langen Maschine schon eine dicke Rolle voll gelaufen. Die nahm jetzt ein Arbeiter weg und übergab sie einer andern Maschine,

welche den unendlich langen Papierstreifen in gleich große Bogen zerschnitt. Diese mußten an Reihen kleiner Rädchen vorbeilaufen, die waren voll Farbe und davon entstanden schöne blaue Linien, alle schnurgerade und feiner als das blaue Rändchen gewesen war. Flinke Frauenhände falteten die Bogen und legten immer gleichviel ineinander, und das ganze Büschel bekam eine blaue Decke und Heften von feinem Draht. Immer ein halbes Hundert solcher „Hefte", wie die blauen Bündel jetzt hießen, kamen unter ein schweres Stampfmesser; das schnitt, was vorstand, sauber ab. Solch ein beschnittenes Häufchen wurde schließlich in graues Papier gewickelt und verklebt.

Ein hübscher Wagen stand im Hofe bereit und holte die schönen viereckigen Päcke zu Hunderten ab. Er hatte ein Dach aus Leinwand, damit die dünnen Blätter ja nicht naß wurden. So fuhr er wieder über das breite Wasser und durch die schöne Straße vor ein großes Haus. Das hatte noch mehr und größere Fenster als das andere, worin die Maschinen standen. Aber statt bleicher Frauen gingen rotbackige Buben und Mädchen hinein und halfen mit Geschrei die Päcke hineintragen in die hellen Säle, und es war ein Gesumm, ärger als von hundert Maschinen. Aber der Mann mit der goldenen Brille, der die Päcke abgenommen und in den Kasten gesperrt hatte, klatschte in die Hände, und die Kinder setzten sich ruhig, nahmen die Feder vor und schrieben, und es wurde so still, daß man eine Nadel hätte fallen hören. Nur ein Bürschlein streckte den Finger in die Höhe und sagte etwas, der Mann öffnete den Kasten, riß eines der Päcke auf, zog ein blaues Heft heraus und legte es vor das Bürschlein hin. Das schlug den blauen Umschlag zurück und begann auf das erste weiße Blatt zu kritzeln und drückte die Nase fast darauf.

Und wenn dieses Blatt hätte reden können, hätte es gesagt: „Diese Nase sollte ich kennen? Natürlich! die gehört ja dem....., nun, wenn ihr's nicht selber erratet, sag ich's auch nicht! Aber sauber ist sie immer noch nicht geworden!"

Ein vergessenes Schulgerät.

Wenige denken heute noch daran, daß die „Urgroßmutter" unserer Schreibfeder eine wirkliche Feder gewesen und daß sie von einem Vogel stammte, der wegen seiner Dummheit noch immer berühmt ist. Und doch wurde mit der Feder dieses dummen Vogels schon viel Schönes und Gescheites geschrieben. Da saß der Kaufmann in seiner Schreibstube und rechnete, und wenn er es heraushatte, steckte er den Gänsekiel befriedigt hinter das Ohr. Da beugte sich der Gelehrte über eine weiß gegerbte Kälberhaut, um sie mit tausend klugen Dingen zu bekritzeln. Da mühte sich der Dichter in stiller Nacht und schrieb und schrieb, bis ihn die Augen schmerzten. Und am Morgen standen die schönsten Märchen auf den losen Blättern, und der Gänsekiel lag wieder untätig neben dem Tintenfaß; nur seine Fahne war ein bißchen abgenagt.

Wenn die Gänse im Mai auf der Weide herumwatschelten, verloren sie etwa eine ihrer großen Schwungfedern. Das Gänsemädchen las sie sorgfältig auf; es wußte, daß man sie dem „Schulmeister" in der Stadt verkaufen konnte. Wer aber habsüchtig den Gänsen die Federn ausriß, der hatte den Schaden selbst davon: niemand wollte sie ihm abnehmen, weil sie unreif und zum Schreiben zu weich waren. Am begehrtesten waren die vom linken Flügel,

weil sie so gebogen waren, daß sie sich bequem in die Hand legten.

Hatten es die Schüler im Buchstabieren weit genug gebracht, daß sie notdürftig lesen konnten, so durften sie auch das Schreiben lernen. Der Schulmeister nahm aus der Pappschachtel die Gänsekiele und teilte sie aus. Sie mußten aber zugeschnitten werden. Das war eine Kunst. Der Schulmeister hatte nicht umsonst eine selbst geschnittene Feder vorlegen müssen, bevor ihn die Schulherren anstellten.

Die Schüler schauten immer aufmerksam zu, wenn der Lehrer das Federmesserchen aus der Tasche zog. Sie dachten wohl daran, das Federschneiden zu Hause auch einmal zu versuchen. Zuerst schnitt er das geschlossene Ende, die „Koppe" ab. Das Messerchen hatte außer der Schneide eine kegelförmige Spitze, diese stieß er in die Röhre und sprengte sie der Länge nach auf. Jetzt hatte er sie nur noch schräg zuzuschneiden, so daß neben der Spalte zwei gleichlange Spitzen entstanden, und die Feder war fertig zum Schreiben. Die jungen Schreiber fuhren damit in die Tinte hinein, um die Buchstaben zu überfahren, die ihnen der Lehrer mit Bleistift vorgeschrieben. Aber die ungewohnten Finger drückten gewöhnlich viel zu stark; statt Buchstaben gab es ein greuliches Geklex und Geschmier. Bald rief der oder jener: „Schuelmeister, es gits nüme!" Der Lehrer hatte alle Hände voll zu tun, die unbrauchbar gewordenen Federn frisch zuzuschneiden. Er mußte dann noch froh sein, wenn die Eltern nicht über ihn schimpften, er habe zu viel abgeschnitten; denn sie mußten die Federn eben bezahlen.

Unterdessen waren auch die ältern Schüler mit ihrer Schreibaufgabe fertig geworden. Sie standen wie verab-

redet in ihren langen Bänken auf und schwenkten mit einander die losen Blätter zum Trocknen, indem sie im Chor sangen: „Schuellehrer, i häää's!“



Was ein Lehrer der Fraumünstergemeinde über seine Schulstube berichtete.

1785—1798.

Für die Schule der Kleinen gab es vor hundert und mehr Jahren noch keine eigenen Schulhäuser. Der Schulmeister hatte die Schüler in seine Wohnung aufzunehmen und unterrichtete sie in der Wohnstube, daher der Name „Hausschule“.

Der Lehrer der Fraumünstergemeinde beklagte sich, daß ihn niemand mit seiner Schule dulden mochte. So mußte er von 1785—1798 siebenmal seine Wohnung wechseln und erhielt nur die schlechtesten Gemächer. Er kam 1787 in ein enges, finsteres Gemach, das sich zwei Treppen hoch in einer kleinen Nebengasse befand. Im Jahre 1792 bezog er eine Wohn- und Schulstube, welche der Gasse eben lag. Kam man von außen herein, so sah man zuerst

nichts. Das „Schönste“ war aber, daß gerade vor den Fenstern die Schweine geschlachtet wurden.

1797—98 ging es ihm wohl am schlimmsten. Da geriet er nämlich in einen Raum, wo es bei nassem Wetter öfters auf Lehrer und Kinder herabregnete, und dennoch wollte ihn der Hausmeister nicht länger behalten.

Auf den September 1798 zeigte sich eine neue Gelegenheit für die Schule, aber für den Lehrer war kein Wohngemach vorhanden. Das dauerte aber nicht länger, als bis es kälter wurde; denn man mußte die Schule mangels eines Ofens auf die ehemalige Zunftstube z. Kämbel versetzen. Endlich kaufte die Gemeinde, nachdem der Lehrer eine Bittschrift eingereicht hatte, ein Gebäude und ließ es für die Schule einrichten.

Eine Hausschule vor 100 Jahren.

Wilhelm Meyer erzählt aus seiner Jugend:

„Auf Ostern 1802 wurde ich zum erstenmal in die Schule geführt zu einer alten Jungfrau Weber an der „Unteren Zäune“. Hier saßen 12 bis 15 Knaben und Mädchen um einen langen Tisch nach dem Alter und Wohlverhalten, am obersten Ende Leonhard Wirth, der als Einleitungsgebet ein Unservater hersagte. Ich blickte voll staunender Verwunderung auf diesen Aeltesten der Versammlung, der auswendig so ein langes Lied hersagen konnte; und es schien mir ganz unmöglich, daß ich in einem Jahr selbst jenen Platz einnehmen und das nämliche Gebet ebenso rasch und gedankenlos herunterleiern sollte. Die Mitschüler waren beinahe alle Kinder von Vaters Sonntagskameraden oder der lieben Tante Sonntags- oder Donners-

tagsgespielinnen. Seitwärts von dem langen Tisch stand ein rundes, einfüßiges Tischchen, an welchem die Lehrerin saß und wohin eins ums andere für den Unterricht berufen wurde. Auf dem Tisch lag die Rute, mit welcher gewaltig gedroht, aber der sanfteste Gebrauch gemacht wurde. Es waren eben alles gutmütige Kinder.

Der Unterrichtsgang war folgender: Zuerst kam das Buchstabieren aus dem „Namenbüchlein" mit dem Affen am obern Ende der Bilderreihe und dem „Ymmenfraß" und der „Zibetkatz" am untern Ende. In den Uebungen standen bei dem Buchstaben x die Wörter „xell", „xaltzen", „xotten", beim y das Wort „Ysen".

Hatte man das Buchstabieren los, so kam's an den „Lehrmeister", eine kleine Sammlung von Bibelsprüchen und Liederversen, dann an die „Zeugnuß" oder den Kathechismus und endlich an das Neue Testament. Nebenbei wurde auch das „Waserbüchlein" benutzt, in welchem Bibelsprüche, Gebetlein und Bruchstücke von geistlichen Liedern standen. Eine Hauptaufgabe dieser Schule war, daß wir sämtliche Fragen und Antworten des Kathechismus auswendig hersagen lernten, ohne ihrem Sinne nachzuspüren. Ein Unterricht im Schreiben wurde nicht erteilt.

Auch an einem Schulfest fehlte es nicht. Der Namenstag der „Jungfer Weberin" wurde bei ihr gefeiert. Sie teilte uns Küchlein aus und machte sich mit uns lustig. Bei schönem Wetter ging man ins „Wäldlein", d. h. unter die Kastanienbäume, die auf dem Platze standen. Bei schlechtem Wetter fanden die Spiele im Hause statt, unter anderem das „Gufensuchen", wobei die Festgeberin im schönsten Putze erschien. Zum „Gufensuchen" spielte sie auf der Zither, und durch den schwächern oder stärkeren Ton deutete sie an, ob man ferner oder näher an dem gesuchten Gegenstand sei.

An gewissen Tagen hatten wir Ferien oder, wie wir sagten, „Orblig“, d. h. Urlaub. Dann prüfte mich die liebe Tante zu Hause über das Auswendiggelernte. Ich sagte ihr alle Fragen und Antworten der „Zeugnuß“, ohne je anzustoßen. Darauf war ich nicht wenig stolz. Aber es langweilte mich, wenn sie durch eine Zwischenfrage sich überzeugen wollte, ob ich auch verstehe, was ich hersage.

Ein fahrender Schüler um 1500.

Vor 400 Jahren lebte irgendwo im Wallis ein armes Hirtenbüblein, namens Thomas Platter. Auf den felsigen Bergen war es aber gefährlich, darum verleidete ihm das Hirtenleben. Es wollte Geistlicher werden.

Thomeli verließ das heimatliche Dorf und zog mit andern jungen Burschen nach Deutschland. Sie wanderten von einer Stadt zur andern, um die Schulen zu besuchen.

So war Thomeli ein fahrender Schüler geworden. Er lernte aber nicht viel dabei, er erlebte mehr Abenteuer. Auf der Rückreise kam er auch nach Zürich. Er war schon 18 Jahre alt und konnte merken, daß es Zeit wäre, etwas zu lernen. Er kam zu einer Frau Gwalter in das Haus, wiegte oft ihren kleinen Sohn und ging zum Fraumünster in die Schule. Man sagte ihm, es komme ein gar gelehrter Schulmeister von Einsiedeln an die Schule. Da machte sich Platter einen Sitz in einem Winkel zurecht, nicht weit von des Schulmeisters Stuhl und dachte: „In diesem Winkel willst du lernen oder sterben.“ Die Schulstube war erst neu eingerichtet worden. Als nun der neue Schulmeister kam, sprach er: „Das ist eine hübsche Schule, aber mich

bedünkt, es seien ungeschickte Knaben; doch wollen wir schauen, wendet nur guten Fleiß an!“

Der neue Lehrer hieß Mykonius. Er nahm den jungen Platter oft heim und gab ihm zu essen, denn er hörte ihn gern erzählen, wie er in allen deutschen Ländern herumgelaufen war.

Platter mußte am Morgen jeweilen die Schulstube heizen, hatte aber oft kein Holz. Er gab acht, vor welchen Häusern Scheiterbeigen standen und ging um Mitternacht und trug Holz zu. Von seinem abenteuerlichen Herumfahren her war er eben gewöhnt, es mit Mein und Dein nicht so genau zu nehmen.

An einem Wintermorgen läutete es am Fraumünster; Zwingli wollte vor Tag da predigen. Platter dachte: „Du hast wieder kein Holz und sind so viele Bilder in der Kirche,“ und weil noch niemand da war, ging er in die Kirche zum nächsten Altar und erwischte einen Johannes und fuhr damit in die Schule und in den Ofen hinein. Er sagte zu dem Heiligen: „Hänschen, bück dich, du mußt in den Ofen hinein.“ Als er anfing zu brennen, gab es wüste Blasen von der Oelfarbe.

Indes kam des Mykonius Frau, die wollte zur Kirche in die Predigt gehen. Sie sprach: „Gott gebe dir einen guten Tag, mein Kind; hast du geheizt?“ Platter stieß das Ofentürlein zu und sagte: „Ja, Mutter, ich habe schon geheizt.“ Denn er wollte ihr's nicht sagen. Sie hätte schwatzen können; und wenn es ausgekommen wäre, hätte es ihn leicht das Leben gekostet. Mykonius sprach in der Lehrstunde, als die Schulstube so schön warm war: „Platter, du hast gutes Holz gehabt.“

Platter war arm und sollte sich seinen Unterhalt selbst verschaffen. Er schämte sich aber, vor den Häusern zu singen, wie er es in den deutschen Städten getan, denn

er fiel durch seine Größe vor den andern auf, weshalb ihn die Leute schalten.

Nachdem Platter kurze Zeit in Uri gewesen, wo es ihm schlecht erging, kehrte er wieder nach Zürich zurück. Er fand bei einer Frau, namens Adelheid Hutmacherin, Unterkunft. Wiederum sollte er selbst für seinen Unterhalt sorgen. Aber er hatte manchen Tag keinen Mund voll Brot und mußte Hunger leiden. Mehr als einmal bat er die Frau um ein wenig Salz, warf es in eine Pfanne und trank das warme Salzwasser gegen den Hunger. Er mußte der Frau erst noch einen Schilling Hauszins für jede Woche zahlen. Er tat den Leuten Botendienste an entfernte Orte und bekam für jede Meile einen Batzen; daraus zahlte er den Hauszins. Er half auch mitunter Holz tragen; dann gab man ihm zu essen, worüber er wohl zufrieden war. Als Schulwart bekam er von jedem der 60 Knaben einen Zürcher „Angster".







Die erste Schule in Zürich.

Die Großmünsterkirche ist mehrere hundert Jahre alt. Einst war ein ein Stock hohes Gebäude daran gebaut, in welchem die Chorherren wohnten. Das waren Geistliche, die in der Kirche predigten, für die Toten beteten und am Altar sangen. Gesänge und Gebete waren lateinisch, das Volk verstand sie nicht; die Chorherren redeten untereinander lateinisch.

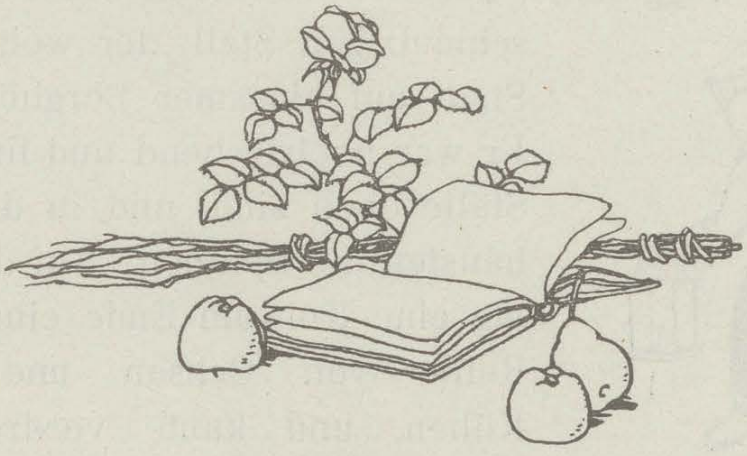
Im Chorherrenstift war eine Schule für Knaben eingerichtet, die Geistliche werden wollten. Die Schulstube lag in der nördlichen Ecke des Gebäudes. Sie war ziemlich groß, aber niedrig und düster; die Fenster waren aus dicken Butzenscheiben zusammengesetzt und ließen nur wenig Helligkeit herein.

Da saßen etwa 20—30 Knaben verschiedenen Alters, auf langen, niedrigen Bänken oder kleinen Stühlchen ohne

Lehne. Auf den Knieen hielten sie Schreibtafeln aus Holz, Glas oder Metall, welche mit einer dünnen Wachsschicht überzogen waren. Einige hatten sogar nur ein Stück glatter Baumrinde vor sich. In das Wachs kritzelten sie mit spitzigen Stäbchen die Buchstaben, Wörter und Sätze. Da eine Wandtafel fehlte, mußte der Lehrer jedem vorschreiben. Den Anfängern wies er Buchstaben vor, die aus Cedernholz geschnitzt waren. Es gab auch keine Schulbücher.

Im Lehrstuhl saß der Schulmeister, angetan mit dem langen, schwarzen Priestermantel, auf dem Kopfe die hohe Mütze. Die Sätze und Gebete sagte er den Schülern vor; diese sprachen sie nach, bis sie sie auswendig konnten. Dann rief er jeden Einzelnen zu sich her. Lateinisch redete er den Schüler an, lateinisch mußte er antworten. Wenn er Fehler machte oder gar deutsch redete, wurde ihm zur Strafe ein kleiner hölzerner Esel an den Hals gehängt. Prügel mit der Rute waren etwas Alltägliches. Der Lehrer ermahnte die Schüler streng, auch unter sich lateinisch zu reden.

Nach den Lesestunden wurden fleißig lateinische Kirchengesänge geübt; denn die Knaben mußten während des Gottesdienstes auf den Altargesang der Priester antworten. Zum Andenken an Kaiser Karl wurde die Schule Karolinum genannt.



VI.

Aus dem Haushalt der Stadt und ihrer Bewohner.

Woher die Milch?

Es war ein Winterabend, dunkel und kalt. Draußen tanzten die Flocken, in der Stube brannte das Licht. Am Tische saß Hans bei seiner liebsten Tätigkeit, beim Abendessen. Er wärmte die Hände an seinem Ohrenbecken, worin die Milch dampfte, und sah nachdenklich aus, wie immer — wenn er nichts dachte.

So dachte er jetzt nicht daran, daß seine Milch eines Tages ausbleiben könnte. Dieser Gedanke wäre für ihn sehr unangenehm gewesen. Uebrigens, wie sollte sie denn auf einmal fehlen, da sie doch bis jetzt jeden Abend pünktlich vor ihm auf dem Tisch gestanden?

Aber Hans wußte eben nicht, daß die Milch eine lange Fahrt hinter sich hatte, und daß seine Halsröhre nur das letzte Stück dieser Reise war. Die Gedanken hätten ihn vielleicht weggeführt aus der sauberen Stube in einen



schmutzigen Stall, der weit von der Stadt auf einsamer Berghöhe stand. Er war übelriechend und finster, wie Ställe eben sind, und in den Ecken hausten die Spinnen. Auf dem Stroh lag eine Kuh am Ende einer langen Reihe von Ochsen und andern Kühen, und kaute verdrossen an

dürren Halmen. Sie hatte auch Ursache, brummig zu sein, denn draußen näherten sich die schweren Tritte, die sie längst genugsam kannte. Polternd öffnete sich die Türe und herein trat mit Tanse und Kessel ihr Herr, der Bauer, und schreckte sie aus der Ruhe auf. Er setzte sich auf seinem Einbein so nahe an sie heran, daß sie sich kaum zu regen wagte. Ja, sie hatte nur einmal mit dem Schwanz eine Fliege wegjagen wollen und dabei den Meister ein bißchen im Gesicht getroffen, gewiß nicht mit Fleiß; dafür hatte er sie geprügelt. Seit jenem „Unglück" band er ihr den Schwanz immer an die Decke hinauf, und die Fliegen konnten sie kitzeln und plagen, so viel sie wollten, sie durfte nicht einmal mit der Haut jucken. Hinten im Stall plärrte erst noch das Kälbchen; wahrscheinlich weil es die Milch roch, die jetzt in den Kessel rann und die eigentlich ihm gehört hätte. Aber sie, die Mutter durfte sich nicht einmal nach dem Kinde umsehen, so fürchtete sie sich vor Prügeln. Wenn sie erst gewußt hätte, daß heute Milch und Kälbchen in den selben nimmersatten Städtermagen rutschten! Und daß sie morgen wieder allein neben fühllosen Ochsen stand, brüllend vor Schmerz und Heimweh! Aber niemand kümmerte sich eben um einfältige Kuhgedanken, am allerwenigsten der Bauer. Er strich am Ende des Monates sein Geld ein und ließ die Kuh brüllen, so viel sie wollte.

Trotzdem glaubte er Ursache zum Brummen zu haben. Jeden Morgen mußte er in Dunkelheit und Kälte hinaus, während die faulen Städter sich noch einmal umdrehten und weiter schnarchten. Mit der Tanse am Rücken schritt er dem Dörfchen zu; langsam und vorsichtig, denn der Weg war schlecht.



Im Schein der Laterne schwankte sein Schatten mächtig wie ein Gespenst neben ihm her; unter den Schuhen girrte der Schnee. Oha, nicht ausglitschen! Sonst bekam der Straßengraben seine Milch zu trinken, und der Stadthans konnte den Kaffee heute schwarz haben. Da oben gab es eben keine Sandmänner wie in der Stadt; sie hätten ja noch früher sein müssen als der Bauer.

In der Hütte unten im Dorfe wartete man nur noch auf ihn. Das Rößlein stand fertig geschirrt vor dem Milchwagen, ließ die Ohren hangen und dachte an den warmen Stall zurück. Endlich warf der Mann die letzte Kanne auf den Wagen, der Fuhrmann riß an den Zügeln und schwang die Peitsche. Es galt keine Minute zu verlieren, denn der Weg zur Eisenbahn war weit, besonders im Schnee. Da hieß es für das Rößlein: Kopf hoch und nicht gestolpert. Peitsche und Zügel kannten keine Rücksicht auf einen Gaul, auch wenn er seine Jahre auf dem Rücken und schon ein wenig steife Beine hatte. Der eiserne „Choli" wollte eben wegen ein paar Kannen keine Minute länger warten; er richtete sich nur nach den Zahlen in dem kleinen gedruckten Büchlein und dampfte auch ohne Milch ab, wenn es Zeit war. In der Ferne tauchten auch schon seine glühenden Augen aus dem Nebel auf, das Schnauben und Rollen wurde lauter. Jetzt hielt er vor dem kleinen Bahnhof, Türen schlugen auf und zu, hinter den beleuchteten Fenstern erschienen schlaftrunkene Gesichter, — Arbeiter, die den Fabriken in der Stadt zueilten. Da stand das kleine armselige Milchfuhrwerk neben dem großen Güterwagen, der seine Kannen verschluckte, als ob sie nichts wären; denn in seinem Bauche hatten wohl hunderte Platz. Und das Rößlein blickte ein wenig furchtsam auf das schwarze Ungetüm da vorn, welches mit der ungeheuren Last von Wagen, Menschen und Kannen

noch rennen mochte und nicht einmal fror, weil es Feuer im Bauch hatte.

Der Fuhrmann hatte kaum die letzte Kanne aus dem Fuhrwerk gehoben, so schrillte die kleine Pfeife, die Räder begannen sich ächzend zu drehen. Aus dem Kamin pufften die Wolken erst langsam, dann schnell und immer schneller. In sausender Fahrt ging's dahin durch beschneite Wiesen und Wälder, über Dämme und Brücken. Immer neue Lasten an Menschen und Kannen lud man dem Ungetüm auf, je mehr es sich der Stadt näherte. Aus dem Nebel tauchten graue Türme, in der Tiefe glänzte der Fluß, und unten wimmelte es von Menschen, Wagen und Pferden. Das war die Stadt. Sicher rollte der Zug durch das Gewirr von Schienen der Halle zu. Da gab der große Wagenbauch die Kannen wieder heraus. Hunderte und hunderte standen mit ihrem köstlichen Inhalt auf dem kalten Boden und erwarteten die Stadtmilchmänner.

Da kam auch ein altes Männchen mit seinem Stoßkarren; aber der Hund zog ihn mehr, als der Mann stieß. Er ging auf seine Kanne zu, die er immer gleich aus allen herausfand; denn sie hatte eine gewaltige Beule. Keuchend hob er sie auf den Karren, der Hund riß an den Strängen und streckte die Zunge heraus. Um die große Halle herum, mitten durch den weiten Platz, wo die Autos auf die vornehmen Herrschaften warteten, über Tramgeleise, durch Gassen und Gäßlein, an Fuhrwerken und Menschen vorbei, kamen sie zuletzt vor einen kleinen Laden. Im Schaufenster lagen Stücke Käse mit Löchern und ein großer Butterballen; aber sie waren nur von Pappe. Drinnen schwatzte Hansens Mutter mit der Ladenfrau; sie hatte den Milchtopf in der Hand und wartete auf die große Kanne mit der Beule.

Seewasser.

a) Kleiner Leser, hast du schon Wasser aus dem See getrunken? Absichtlich wohl nicht; aber etwa einen unfreiwilligen Schluck, den dir beim Baden eine Welle in den Mund geworfen? Du wirst nicht behaupten wollen, daß es angenehm schmeckte. Und erst der Geruch! Es „fischele", sagen die Anwohner des Seeufers, denen der Wind die Seeluft zuträgt. Doch denken die wenigsten daran, daß vor kurzem die Fische im selben Wasser schwammen, das jetzt als wohlschmeckender Kaffee vor ihnen steht; ja, daß sie Seewasser täglich in ihren Speisen genießen. Wo hat es aber den unreinen Schlamm gelassen? Und wo sind die zahllosen winzigen Lebewesen geblieben, die man von bloßem Auge gar nicht sieht, von denen die Gelehrten aber sagen, sie machen die Menschen krank? —

Wer auf der schnurgeraden Albisstraße von Wollishofen nach Adliswil wandert, sieht nicht weit von den letzten Häusern eine Reihe schlanker Pappeln stehen, welche über niedere Gebäude emporragen. Diese sind aus grauen Steinen gebaut, haben nur ein Stockwerk und ein ganz flaches Dach. Ihre grünen Läden sind stets geschlossen; Türen bemerkt man zunächst keine, da sie der Hofseite zugekehrt sind. Auffällig ist auch die große Länge der Gebäude. Sauber bekieste Wege und Plätze, grüne Anlagen mit Baumreihen liegen dazwischen; das Ganze umschließt ein fester Zaun.

Das ist das städtische Filterwerk im „Moos", worin das Seewasser gereinigt, „gefiltert" wird, bevor es gebrauchsfertig der Stadt zufließt. Diese Reinigung geschieht in jenen niederen Gebäuden, aus denen ein dumpfes Rauschen fließenden Wassers hörbar ist.

Aus dem hübschen Wohnhause, das sich zwischen den Filtergebäuden erhebt, tritt der Filterwärter und führt den Besucher zu einer der zahlreichen Türen. Kühles Halbdunkel empfängt den Eintretenden. Nach einiger Zeit hat sich das Auge an das Dämmerlicht gewöhnt und erkennt eine Reihe schimmernder Wasserflächen, die regungslos in viereckigen Behältern nebeneinader liegen. Das sind die „Filterkammern". Auf den breiten Zwischenmauern geht man gefahrlos umher und erblickt durch das nicht sehr tiefe Wasser den sandigen Grund. Der Sand füllt metertief den Behälter aus. Durch die Sandschicht sickert das Seewasser allmählich zu Boden. Dabei läßt es alles Unreine: Pflanzen, Tierchen, als graugrüne Schlammschicht auf dem Sande zurück; gerade wie das Regenwasser, das als schmutzige Pfütze in den Boden sinkt und irgendwo in der Tiefe als saubere Quelle zum Vorschein kommt.

Nach und nach würde aber der Sand vollständig mit Schlamm verstopft, wenn er nicht von Zeit zu Zeit gesäubert werden könnte. Auch dies wird dem Besucher gezeigt. Der Filterwärter tritt an die Mauer und drückt an einem Hebel. Im Wasser wird es lebendig. Zahllose Bläschen steigen aus dem Sande empor, sie reißen den Schlamm mit sich, das Wasser wird trüb, es braust und brodelt. Das dauert einige Minuten, dann stellt der Wärter ab, das Wasser beruhigt sich wieder. Jetzt öffnet er eine unsichtbare Leitung, und eine kaum merkliche Strömung entführt das trübe Wasser samt dem emporgewirbelten Schlamm in den Schmutzwasserablauf; der Behälter liegt wieder sauber und klar da. Der Wärter löst das Geheimnis, indem er uns zu einer noch ungefüllten Filterkammer führt: Zwischen den Backsteinen des Bodens liegen Röhren mit zahlreichen Löchern, durch welche mit einer Maschine Luft in den Sand getrieben werden kann.

Nachdem diese Vorfilter das Seewasser vom schlimmsten Schmutz befreit haben, fließt es durch unterirdische Röhren in die drei Reinfiltergebäude. Jedes enthält fünf nebeneinander liegende gewaltige Kammern, welche je 45 Meter lang und 24 Meter breit sind, was für den ganzen Innenraum mehr als 120 Meter Länge ausmacht. Mehrere Reihen schlanker Säulen stützen das ausgedehnte Dach im Innern.

Das vollständig gereinigte Wasser sammelt sich schließlich in einem unterirdischen Behälter, der bedeckt ist mit hübschen Rasenplätzen, aus denen nur die Gußdeckel der Luftkammern ragen. Erst von hier aus kann das Wasser endlich seine lange dunkle Reise nach der Stadt beginnen.

b) Wie gelangt das Seewasser ins Filterwerk, das doch vom See durch eine Anhöhe getrennt ist? Wir steigen den nahen Zwängiweg hinauf zur Hornhalde. Indem wir uns noch einmal umwenden, überblicken wir die grasbedeckten Dächer der Filtergebäude, aus denen in langen Reihen die Luftkamine ragen. Auf der andern Seite hinuntersteigend, sind wir in wenigen Minuten beim Pumpwerk im Horn, hart am Seeufer. Auch hier ist für den Wärter ein sauberes Wohnhäuschen mit einem Gärtlein vorhanden. Das Hauptgebäude, die Maschinenhalle, enthält drei Pumpen. Hohe Fenster erhellen den Raum, der rote Plättchenboden und die weißen Kachelwände glänzen vor Sauberkeit.

Der Besucher hat Mühe, sich mit dem Wärter zu verständigen, denn der brausende Lärm und das Schüttern der Pumpen, das Singen der elektrischen Triebmaschinen verschlingt die Stimme. Von den Pumpenrädern, die in sausendem Schwung das Wasser heben, ist nichts zu sehen; sie sind in dauerhaften Gußgehäusen eingeschlos-

sen. Die gewaltigen Eisenröhren, die das Seewasser zu den Pumpen und von ihnen wegführen, liegen im Kellerraum. Die Pumpen stoßen das Wasser gleichsam den Berg hinauf in das kleine Meßhäuschen, wo es in den steinernen Kanal eintritt und durch den Hügel den Filtern zufließt.

Plötzlich schreckt dröhnender Hornruf den Besucher. Der Wärter eilt zu den Pumpen, ein Hebeldruck erfolgt, die Maschinen verlangsamen ihren Gang und stehen still. Zwei glänzende Hupen an der Wand geben nämlich selbsttätig das Zeichen, daß der Kanal auf der Höhe überfüllt, das Filterwerk genügend mit Wasser versorgt sei.

Der Wärter hat einen Augenblick Zeit, uns das nahe am Seeufer stehende Brunnenhäuschen zu öffnen, welches den tiefen Saugschacht überdeckt. In der Tiefe schimmert das Wasser. Aus der Schachtmauer ragt das gekrümmte Ende der Saugleitung und taucht in den Wasserspiegel; gegenüber tritt das Seewasser durch eine mehr als meterdicke Röhre vom See her in den Schacht ein. Dazwischen hängt ein Sieb, so daß weder Pflanzen noch Fische zu den Pumpen vordringen können.

Viel Kopfzerbrechen machte den Erbauern die Zuleitung im See. Da der Seeboden uneben ist und stark abfällt, durften die Röhren nicht einfach auf den Grund gelegt werden; zudem wären sie in dem tiefen Schlamm versunken und arg verstopft worden. So kam man auf den Ausweg, eiserne Stützen, Joche, auf den Seegrund zu stellen, worauf die Leitung sicher gelagert ist. Das letzte, achte Joch ist 25 Meter hoch und etwa 500 Meter vom Ufer entfernt. Eine weiße Boje gibt das Ende der Leitung an, das dort in 30 Metern Tiefe ruht.

Nachdenklich nehmen wir von dem Wärter Abschied, nicht wissend, worüber wir mehr staunen sollen: Ueber

die klugen Köpfe, welche ein solches Werk bis ins Kleinste ausdenken, berechnen und zeichnen; oder über die tausend Hände, die nötig sind, bis es fertig dasteht.

Vom Trinkwasser ehedem.

a) Die ältesten Brunnen der Stadt waren Sodbrunnen. Mehrere Nachbarn taten sich zusammen, gruben einen Schacht und mauerten ihn aus; in der Tiefe sammelte sich das Grundwasser. An einer Welle hingen die Schöpfeimer. Wollte man Wasser, so drehte man das Rad an der Welle; der leere Eimer sank in die Tiefe, während der zweite gefüllt heraufkam. Ein Dach schützte Seil und Eimer, Rad und Welle vor dem Verwittern. Der erste derartige Brunnen stand im Rennweg. Einzelne Sodbrunnen waren Galgbrunnen, d. h. der Schöpfeimer konnte an einem „Galgen" oder Schnellbalken gesenkt und gehoben werden. Solche Galgen mit Eimern standen auf den Mühlestegen.

b) Schon im Jahre 1307 gab es einen laufenden Brunnen, von dem die Brunngasse ihren Namen erhalten hat. Er blieb lange Zeit der einzige Röhrenbrunnen und hieß bei den Leuten das „Zübli". Aus der Röhre floß Quellwasser; es sammelte sich in einer Brunnenstube außerhalb der Stadt und nahm seinen Weg durch hölzerne Röhren, „Tüchel". Der Brunnenmacher stellte solche aus kurzen Stücken von Föhrenstämmen her, die er der Länge nach durchbohrte. Das Zübli gefiel den Bürgern so wohl, daß sie den Rat baten, er möge in Hottingen, Hirslanden, Fluntern und Albisrieden nach Quellen graben lassen. So entstanden mit der Zeit über 40 laufende Brunnen

in der Stadt. Der Rat ernannte einen eigenen Brunnenmeister, der die Brunnenbetten säuberte und darüber wachte, daß kein Fleisch, kein Kraut und keine Windeln darin gewaschen wurden. Er sah nach, ob keine Tüchel gesprungen seien. Im Tüchelschopf lag immer ein Vorrat von Tücheln im Wasser, damit die faulen ersetzt werden konnten.

c) Mitten auf der niedern Brücke stand noch vor dem Jahre 1820 das hölzerne Brunnenhäuschen. Es war mit dem Bilde der Stadtheiligen geschmückt. Aus der vordern Wand ragten vier Röhren und ergossen beständig frisches Wasser in einen Trog; es war aus der Limmat geschöpft. Die Arbeit des Schöpfens besorgte ein mächtiges Wasserrad mit zweimal zwölf Eimern. Die Limmat drehte es, darunter wegfließend, langsam, die Eimer füllten sich, hoben das Wasser auf die Höhe der Brücke und entleerten es in zwei weite Röhren. Oeffnete der Brunnenmeister die Türe, so sah man im Halbdunkel, wie das Wasser aus den Röhren in einen großen Behälter stürzte, dieser versah nicht nur den äußern Trog mit Wasser, von ihm aus gingen auch noch Tüchelleitungen zu elf anderen laufenden Brunnen in der Stadt.

Das Brunnenhäuschen war ein Lieblingsplatz der umwohnenden Kinder. Sinnend betrachteten sie das sonderbare Bild auf der Wand. In dem langen Trog ließen sie ihre Schiffchen fahren, sie lehnten über das Geländer der Brücke und versuchten die aufsteigenden Eimer zu zählen; sie legten das Ohr an die Wand und horchten auf das geheimnisvolle Rauschen und Plätschern im Innern, guckten wohl auch einmal hinein, wenn es einen Augenblick offen stand und der Brunnenmeister weg war. An schönen Sommertagen schauten sie den ältern Knaben zu,

wie sie badend die Limmat durchschwammen, auf den Fangwuhren herumstiegen, ja sich gar an dem drehenden Rad festhielten. Dieses gefährliche Spiel mußte der Rat freilich verbieten.

Korn und Brot in früheren Zeiten.

a) Im Jahre 1616 erbauten die Werkmeister Hans Horner und Hans Ulrich Schweizer für die Stadt ein neues Kornhaus. Es stand hart an der Limmat, gerade vor der Fraumünsterkirche und enthielt weite „Schüttenen" für die zahlreichen Kornsäcke, die darin aufbewahrt werden sollten.

Am Freitag fand jeweilen der Kornmarkt statt. Um 1 Uhr läutete die Glocke vom Fraumünsterturm, das war das Zeichen zum Beginn. Der „Hausmeister" des Kornhauses erschien und öffnete die Türen. Der Stadtknecht, der ihn begleitete, trat unter eine der geöffneten Türen und rief einen Spruch.

Von Winterthur und Eglisau her kamen die Schwabenfuhrleute mit ihren Getreidefuhren das steile „Halseisen" heruntergefahren und nahmen ihren Weg durch das Kronentor, den Neumarkt, die Marktgasse, über die untere Brücke, den Weinplatz und durch die Storchengasse. Auf dem Platze zwischen dem Kornhaus und dem Fraumünsteramt hielten sie an. Da war ein Gewimmel von Wagen und Pferden, Säcken und Standen, daß die Schüler, die ins Fraumünsteramt zur Schule mußten, sich kaum durchzuwinden vermochten. Zwischen den Standen und geöffneten Säcken gingen die Käufer herum, blieben da und dort stehen und ließen die zur Schau gestellte Frucht prüfend durch die Finger gleiten, während die Händler ihre Ware

anpriesen. Es durfte jedoch nichts verkauft werden, bevor der „Immener", ein Beamter des Rates, aus jedem Sack ein „Immi", d. i. ein kleines Maß voll herausgeschöpft und in einen bereitgehaltenen Sack geschüttet hatte, als eine Art Steuer. Dieses Korn brachte ein Träger in einen eigenen Kasten im Kornhaus; es gehörte der Stadt und machte jeweilen zusammen gegen 20 Mütt und darüber aus. (1 Mütt etwa 82 Liter.)

Damit kein Käufer übervorteilt wurde, durften die Händler nicht selber ausmessen; das besorgten die vom Rate eigens angestellten „Kernenfasser". Sie brachten dazu ihre Kornsiebe mit, die der städtische „Sinner" hergestellt und mit dem Stadtwappen versehen hatte.

Am Ufer lagen die Kornschiffe angebunden, auf denen man das verkaufte Korn in die Dörfer am See und von dort ins Oberland führte, wo keine Brotfrucht gedieh. Der „Einzähler" sorgte dafür, daß die Sackträger die Last ordentlich im Schiff verteilten, und meldete dem „Schiffmeister" die Zahl der Säcke. Selbst die Schwyzer und Glarner holten Getreide auf dem Zürcher Markt.

Nach Schluß des Marktes stellten die Händler die Säcke, die sie nicht hatten verkaufen können, im Kornhaus ein, wo sie bis zum nächsten Markt blieben. Sie bezahlten dafür dem Hausmeister des Kornhauses ein Einstellgeld, sowie ein Wagengeld für das Abladen.

b) Die „Stadtväter" sorgten allezeit dafür, daß die Bürger gutes und billiges Brot bekamen. Man brachte das Mehl den „Pfistern" ins Haus und gab ihnen für das Backen den vorgeschriebenen Lohn. Sie verbackten es zu Broten von 2¼ Pfund Gewicht. Wollten die Bäcker eigenes Mehl verbacken, so durften sie pfennigwerte Brote herstellen, mußten sie aber in der „Brotlaube" unten im

Rathause feilbieten. Täglich kam der Brotwäger und prüfte die ausgelegten Brote, ob sie das richtige Gewicht hätten. Zu leichte Brote wurden weggenommen und dem Waisenhaus geschickt, der Bäcker bestraft. Die „Feiler" oder Kleinbrötler buken aus ihrem Mehl „Simlen", „Hels- und Eierweggen", „Ringe" und „Kreuze"; Gewicht und Preis waren genau festgesetzt. Ihre Verkaufstische standen ebenfalls in der öffentlichen Brotlaube. — Als im Jahre 1694 das Rathaus umgebaut wurde, vermietete der Rat den „Pfisteren" einen Raum im Helmhaus.

c) „Höfli" hieß von Alters her ein Haus in der Nähe der „Schifflände". Es war Eigentum der Chorherren am Großmünster, die es als Bäckerei einrichten und mit einem Backofen versehen ließen. Sie erwählten im „Kapitel" einen Bäcker, und lieferten ihm jährlich 5 Klafter Buchenholz und 42 „Scheitburdenen"; für die Säcke hatte er selbst zu sorgen. Er mußte vor dem Kapitel einen Eid schwören, mit Korn, Mehl und Brot getreulich umzugehen. Er gab den Chorherren jedes Jahr 12 schwarze Brote, Hofbrote, als Geschenk. Er durfte niemandem backen, als den Chorherren und ihren Rebleuten. Im Winter mußte er jeden Tag zwei Pfannen mit glühenden Kohlen für das Chor der Kirche liefern, damit sich die Chorherren die Hände daran wärmen konnten. Im Jahre 1706 erhielt der Höflibäcker vom Rat das alleinige Recht, „Simlen" zu backen. Jeweilen am Karls- und am Kirchweihtag wurden diese „Weggli" folgenden Personen ausgeteilt: Allen Geistlichen der Stadt, allen Ratsherren, sowie den Mitgliedern der Konstaffelzunft und den Gesandten fremder Fürsten, die gerade in der Stadt weilten. Dagegen durfte der Höflibäcker keine Simlen in die Häuser tragen und verkaufen.



Ein Luftballon und was darin ist.

Hans, Fritz und die kleine Frieda gingen mit dem Vater am Sonntagmorgen auf den Zürichberg, dem Walde zu. Es war ein heller Sommertag. „Ein Luftballon!“ rief plötzlich Hans. Die gelbe Kugel schwebte über den Häusern der Stadt; ruhig als bewege sie sich nicht, schwamm sie in der blauen Luft. „Er nähert sich,“ sagte Fritz, „er scheint größer als vorher.“ „Wer hat denn den Ballon fliegen lassen?“ fragte Frieda. Sie dachte an einen kleinen Kinderballon, wie ihr der Vater einmal einen am Sechseläuten gekauft hatte. „Der erwischt ihn nicht mehr,“ meinte sie, und die Brüder lachten. „Siehst du das kleine dunkle Ding unten an der Kugel?“ sagte der Vater, „das ist ein mächtiger viereckiger Korb, in dem hätten wir alle Platz. Darin steht der Mann, dem der Ballon gehört. Der schaut jetzt auf die vielen Hausdächer und Kirchtürme herunter, und die Menschen auf den Straßen scheinen ihm so klein wie Ameisen.“ „Jetzt sehe ich einen feinen Strich vom Korb nach unten, was ist das?“ fragte Hans. „Das ist ein dickes Schleppseil, das schleift dem Boden nach, wenn der Ballon tief genug gesunken ist.“ „Sieh, jetzt fällt etwas Feines herunter!“ rief plötzlich Frieda. „Der

Mann läßt Sand aus einem Sack fallen, damit der Korb leichter wird. Du wirst gleich sehen, warum," sagte der Vater. „Er steigt!" rief die Kleine. Schnell schwebte der Ballon in die Höhe und wurde zusehends kleiner.

„Was ist denn in dem Ballon drin?" fragte Frieda. „Das ist das gleiche Gas, wie es in unserer Stubenlampe und in den Straßenlaternen brennt. Du riechst es in der Küche, sobald die Mutter die Hähnchen am Gasherd öffnet Du spürst seinen Geruch auch auf der Straße, wo die Männer eine Gasleitung legen. Gas ist leichter als die Luft, es will in die Höhe steigen und hält den Ballon schwebend, da er nur aus leichtem Zeuge gemacht ist." „Wo wird der Ballon denn gefüllt?" „Siehst du dort unten im Tal die drei schwarzen Kessel? Die sind gewaltig groß, wohl 30 m hoch, höher als das höchste Haus in der Stadt. Sie hängen eigentlich verkehrt in einem Gestell, mit dem Boden nach oben, wie ein Glas, das man ins Wasser hält. Von unten her strömt das Gas ein und hebt sie langsam in die Höhe, und in der Nacht, wenn die vielen tausend Gasflammen brennen, sinken sie allmählich wieder. Das ist das Gaswerk. Diese Kessel können soviel Gas aufnehmen, daß man wohl hundert Ballone damit zu füllen vermöchte."

„Wieviel Gas hat denn in einem solchen Ballon etwa Platz?" wollte Fritz, der Aelteste wissen, der sich gern mit Zahlen beschäftigte. „Das ist verschieden," erklärte der Vater, „vielleicht 800 m^3, vielleicht mehr als 1000; jedenfalls soviel, daß unsere Haushaltung mehr als ein Jahr lang damit kochen und beleuchten könnte."

Während sie so sprachen, hatte sich der Ballon dem Berge genähert. Er war ganz klein geworden, endlich verschwand er hinter den Tannenspitzen. „Wo fliegt er jetzt hin?" wollte die Kleine wissen. „Das werde ich dir morgen sagen, wenn es in der Zeitung steht.



Von der Beleuchtung.

Das Laternengäßchen erinnert an die Zeit, da die Laternen an den Straßen etwas Neues waren. Einst lagen die Gassen finster da, wenn die Nacht eingebrochen war; nur das Licht aus den Fenstern verbreitete da und dort einige Helligkeit. Wer spät noch auf der Gasse ging, hatte eine Laterne mitzutragen; sonst wurde er bestraft.

Im Jahre 1778 wurde auf der unteren Brücke die erste Laterne ausgehängt. Sie beleuchtete den Platz vor der Hauptwache. Eine zweite brannte oben an der Marktgasse. Beide waren von wohlhabenden Leuten geschenkt worden und wurden auf ihre Kosten unterhalten. Bald kamen noch einige andere an den Hauptgassen dazu. Die Bürger fanden das bequem und beschlossen in einer Versammlung im Großmünster, es sollen hundert Laternen eingerichtet werden, und jede Haushaltung habe daran beizusteuern. Das geschah am 31. Juli 1806.

In den ersten Laternen brannten kleine Oellämpchen, die beständig wieder gereinigt und gefüllt werden mußten. In der Fabrik von Escher, Wyß im Stampfenbach brannten aber schon im Jahre 1840 Gasflammen; das zeitraubende

Füllen der einzelnen Lampen fiel weg und das Gas gab zudem heller. So beschloß denn die Bürgerversammlung 1856, sie wolle diese neu erfundenen Laternen auch für die Gassen und Wohnräume haben. Ein Teil der Bürgergärten hinter dem Bahnhof wurde als Bauplatz für die neue Gasfabrik bestimmt. Am 18. Dezember 1856 konnte sie ihren Betrieb beginnen. Das Gas wurde aus Holz hergestellt, das in besonders eingerichteten Oefen stark geglüht wurde. Die Leute gewöhnten sich schnell an die neue Beleuchtung; nur eine Kranke im Spital blies, nach alter Gewohnheit, das Licht aus, statt es abzudrehen, und erstickte im Schlaf.

Die ersten Zündhölzchen.

Dr. F. Meyer wohnte in seinen Knabenjahren an der Stadelhoferstraße. Er besuchte die „Deutsche Schule" des Lehrers Bräm zum „Schwarzen Garten" an der Stüßihofstatt. Während der 2½ Jahre konnte er auf seinem Schulweg allerlei beobachten. So sah er „auf Dorf" zum ersten Mal in einem kleinen Laden ein Holzschächtelchen am Fenster. Es war mit rötlichem Papier überzogen; was auf diesem gedruckt stand, konnte er nicht lesen. Aber über dem Gedruckten war eine Hand, die ein brennendes Hölzchen hielt. Er erfuhr, daß das eine neue Erfindung, nämlich Zündhölzchen seien. Mit bloßem Reiben auf einer rauhen Fläche setze man sie in Brand.

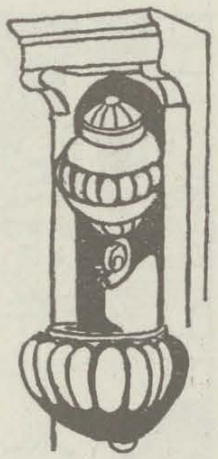


Das war nun höchst merkwürdig und ging viel schneller, als wenn Vreneli in der Küche, oder der Vater, nachdem er die

Pfeife gestopft hatte, zuerst den Stahl an den Feuerstein schlug, worauf die Funken das aufgelegte Stückchen Zündschwamm entzündeten, was nicht immer gelang. Der Vater legte dann den Zunder auf den Tabak; das Vreneli nahm ein „Schwefelholz", das heißt ein etwa 12 cm langes Hölzchen, das an beiden Enden Schwefel hatte, und hielt es an den glühenden Zunder, wodurch es in Brand geriet. Dann wurden daran leicht brennende „Tüchelspäne" und mit diesen schließlich die buchenen Scheiter im „Choustloch" angezündet.

Allerlei aus dem Haushalt unserer Grosseltern 1850.

a) Linas Großmutter wuchs am Rennweg auf und wohnte mit zahlreichen Geschwistern in einem der vielen alten Häuser, wie sie heute noch dort zu finden sind. Lina hört es gern, wenn die Großmutter von jenen Zeiten erzählt, da es weder Gas noch elektrisches Licht, ja nicht einmal einen Wasserhahn in der Küche gab. Damals hieß es: Wasser holen. Des Nachmittags, wenn die Hausgeschäfte ruhten, ging das Dienstmädchen mit der Kupfergelte zum Brunnen beim „Kindli" und stellte sie unter die Röhre. Das volle Gefäß hob es auf den Kopf und tastete damit langsam und vorsichtig die dunkle Treppe hinauf. Nur am Samstag, wenn die Böden aufgewaschen wurden, kam der Wasserträger mit der Tanse und füllte den großen hölzernen Bottich in der Küche, der einen schweren Deckel hatte.



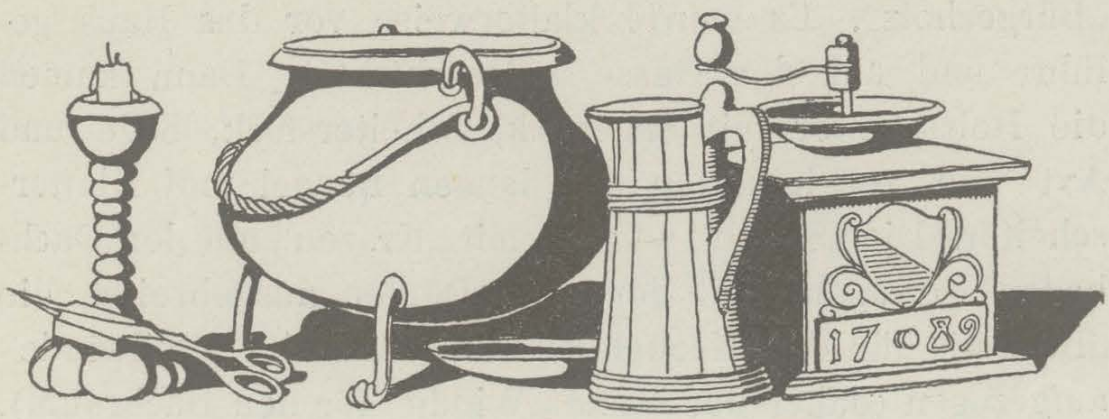


Im Winter war dieses ewige Wasserholen besonders mühsam und nicht ungefährlich.

Gefürchtet waren die Tage der großen Wäsche, die aber glücklicherweise nur zweimal im Jahr, im Frühling und Herbst stattfand. Hiezu benutzten die Anwohner des Rennweges das öffentliche Waschhaus. Es stand neben dem Rennwegtor am „Fröschengraben", welcher dort gestaut war. Gleich nach Neujahr redete man mit den zur Wäsche nötigen Personen ab. Da brauchte es eine Wäscherin und einen Wäscheträger, welcher die Wäsche aus dem Waschhaus in das Waschschiff im Fröschengraben trug, wo man sie ausschwenkte. Man kann sich denken, was für einen Haufen von Hemden, Bettanzügen und Leintüchern es brauchte, wenn die Familie groß war. Und gewaschen mußte am verabredeten Tag werden, ob es schön oder schlecht Wetter war; denn die nächste Familie setzte sich gleich wieder im Waschhaus fest.



Ein anderes, jährlich wiederkehrendes Geschäft, das sich ebenfalls im Waschhaus abspielte, war das „Ankensieden". Dazu mietete man vom Kupfer-



schmied den großen Kessel samt dem „Dreifuß", und entfachte darunter ein offenes Feuer. Die gesottene Butter, das „Schmalz", goß man in große Häfen von Steingut; hierauf rührten zwei Personen mit einer anderthalb Meter langen Kelle in der erstarrenden Flüssigkeit herum, wobei sie sich gegenüberstanden. Wie es so Sitte war, lud man etwa Verwandte und Freunde zu „Anken- und Trusenweggen" ein oder schickte sie ihnen ins Haus.

b) An einem kalten Winterabend, wo man am liebsten beim Lampenschein in der warmen Stube sitzt, erzählte die Großmutter, wie zu ihrer Kinderzeit geheizt und beleuchtet wurde. Damals stand in jeder Stube der große Kachelofen, den man von der Küche aus feuerte. Sein großes Maul verschlang auf einmal ein Bürdeli oder einen Haufen buchene Scheiter; dafür blieb er aber vom Morgen bis zum Abend warm von der heißen Asche, die darin liegen blieb, bis sie erkaltete. Ein begehrtes Plätzchen war der Ofensitz, das „Choustbänkli", das schon durch das Kochen im Herd sich erwärmte.



Jeder erwachsene Bürger der Stadt hatte Anspruch auf das

„Bürgerholz". Es wurde klafterweise vor das Haus geführt und auf der Gasse aufgeschichtet. Dann kamen die Holzscheiter mit Sägebock, Scheiterstock, Säge und Axt und zerkleinerten die langen Bengel und Klafterscheiter. Die „Schitli" wurden mit „Kräzen" auf den Dachboden getragen und dort zum Dörren ausgebreitet, die „Bürdeli" für den Kachelofen mit Hülfe der „Seilwinde" aufgezogen (daher der Name „Winde" für den Dachraum).

Das Bürgerholz stammte aus dem Sihlwald, der schon seit Hunderten von Jahren der Stadt gehörte. Es wurde auf die einfachste und billigste Weise nach der Stadt geführt: die Holzer warfen es oben in die Sihl, diese schwemmte es mit. Das so „geflößte" Holz staute sich an einem „Rechen" aus Pfählen, welcher beim Sihlhölzli quer durch den Fluß errichtet war. Dort empfingen es die „Flößer" und leiteten es mit langen Haken in den Sihlkanal. Andere fischten es weiter unten heraus und lagerten es zum Trocknen in geräumigen Holzschuppen. (Flößergasse!)

Im Juli 1865 war man gerade an der Arbeit, als der Telegraph von Einsiedeln warnend meldete, es seien dort schwere Wolkenbrüche niedergegangen. Es war keine Zeit mehr, den gefährlichen Rechen zu entfernen, und doch durfte er unter keinen Umständen stehen bleiben,



weil Außersihl und Wiedikon durch eine Ueberschwemmung bedroht waren. Deshalb fuhr eine gerade im Dienste stehende Batterie auf und beseitigte das Hindernis mit einigen Schüssen.

c) Am Abend stand gewöhnlich, so fuhr die Großmutter

fort, die brennende Talgkerze als einzige Beleuchtung auf dem Stubentisch. Da sie aus dem geringsten Tierfett hergestellt war, verbreitete sie einen üblen Geruch und nur ein spärliches Licht. Daneben lag beständig die Lichtputzschere, ein unentbehrliches Ding. Es dauerte nämlich keine Viertelstunde, so sank der langgewordene Docht zusammen, der Rauch vermehrte sich und die Helle nahm bedenklich ab. Die Mutter zwickte mit der „Lichtschere" den Docht ab. Ein kleines Kästchen am einen Scherenteil nahm das abgezwickte Stück Docht auf, ein in das Kästchen passendes Deckelchen, das am andern Scherenteil angebracht war, drückte das glühende Dochtstück zusammen und löschte es so. Das Licht zu „schneuzen", war eine kleine Kunst; sonst erlosch die Flamme unversehens, und man saß im Finstern. Diese Arbeitspause war oft nicht unwillkommen. Sie gab Gelegenheit zu allerlei Schabernack, bis es der Mutter gelang, an der Ofenglut eines der dicken Schwefelhölzer in Brand zu stecken und damit die Kerze wieder zu entzünden. Daß die Flamme auch etwa von einem „Kerzenschneuzer" absichtlich gelöscht wurde, läßt sich denken.

Als die Banknoten kamen.

Im Jahre 1837, am 5. Juni, wurde die Meisenbank eröffnet. „Ihr erster Kassier war," so schreibt Dr. F. Meyer, „mein Vater. Am Abend holten wir ihn öfters zum Spazieren ab. Auf der Bank war ein besonders eingemauertes Zimmerchen mit eiserner Türe und geheimnisvollem Schloß, das nur der Vater öffnen konnte. Hier waren an den Wänden Gestelle mit Drahtgittern, hinter denen die Säcke lagen, in jedem gleich viel Taler. Soviel Säcke am

Morgen an der Kasse nötig waren, so viel wurden von dem Zimmerchen durch die große Schreibstube, in welcher der Direktor und vier andere Herren saßen, ins Zimmer des Kassiers gebracht."

Die Taler waren die schwerste Silbermünze; es gab Zürchertaler und Brabanter oder „Brawänder", wie die Leute sagten, die je einen Wert von vier Schweizerfranken hatten. Goldstücke sah man selten. Wer viel Geld nachzutragen hatte, mußte sich ordentlich damit schleppen, denn er versorgte die Taler in einem wurstartigen Beutel, dem „Geldranzen", den er um den Leib schnallte.

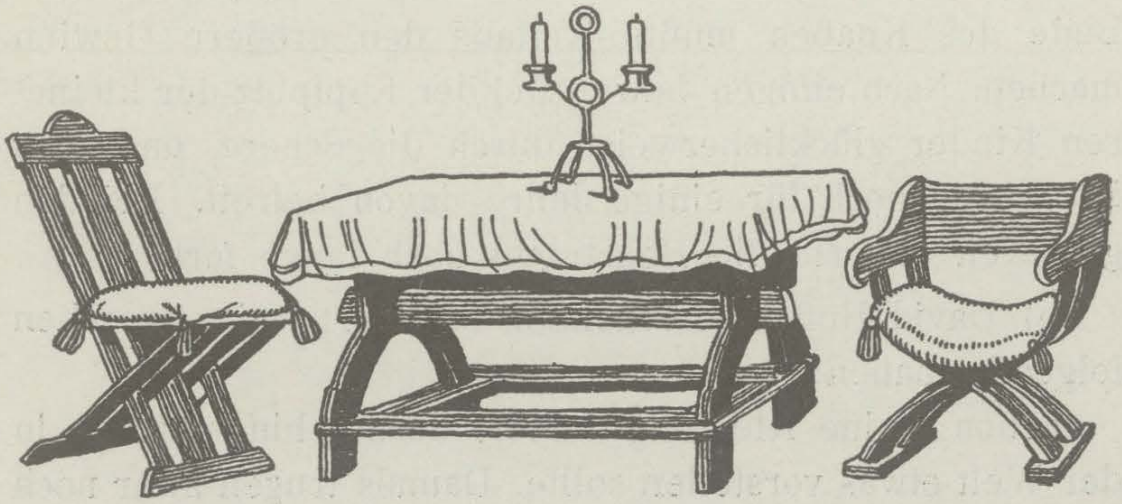
Dem sollten die neu erfundenen „Kassenscheine" oder Banknoten abhelfen. Verwundert, ja mißtrauisch betrachteten die Leute anfangs das gelbe Papier, das sie statt ihrer 10 oder 100 Taler erhalten sollten, und der Kassier wurde täglich mit allerlei Fragen bestürmt. Darum schrieb er ein „Bankbüchlein", worin folgende Belehrungen zu lesen waren:

„Ist der Schein voll Schmutz und Tintenflecken, er wird bezahlt; ist er in Stücke zerrissen und diese mit Oblaten oder Kleister zusammengeklebt, so wird er bezahlt ohne einen Laut. Mit einem Wort, diese Scheine sind wie Geld, und wer einen verliert, der hat ihn verloren.

Sie sind aber auch sehr bequem. Nicht jedem ist es angenehm, wenn die Leute im Hause wissen, daß er Geld vorrätig hat. Da kann einer in aller Stille sein Kapital bei der Bank selbst in Kassascheinen eintauschen und trägt es in der Brieftasche heim, ohne daß es jemand gewahr wird. Mancher, der auf seiner Reise im Postwagen, auf dem Schiff oder zu Fuß den schweren Geldranzen mitzuschleppen hat, muß besorgen, daß dessen Anblick auf der Straße und in der Schenke die Habgier schlechter Menschen reize. Jetzt weiß er seine Reichtümer in der Brieftasche

sicher verwahrt, kommt schneller an Ort und Stelle und erspart schon dadurch Zeit und Geld.

So wanderten am letzten Martinstag drei Bauern, mit schweren Geldranzen belastet, aus dem äußeren Amt über Winterthur nach Zürich. Einer von ihnen hatte den guten Gedanken, sich auf der Bank in Winterthur zu melden und seine Brabanter-Taler gegen Kassascheine umzuwecheln. So erleichtert, eilte er munteren Schrittes seinen Kameraden nach, die er schon unten an der „Steig" einholte; und als diese den steilen Berg hinankeuchten, war er schon lang voraus, traf wohl eine Stunde früher in Zürich ein, war bei seinem Zinsherrn in zwei Minuten fertig, weil Scheine von 100 Talern bald gezählt sind, und konnte gleichen Tages den Heimweg antreten, während seine Kameraden später sehr ermüdet eintrafen, mit Zählen aufgehalten wurden und deswegen in Zürich übernachten mußten."



VII.

Kleidersitten und Gebräuche.

Aus der Zopfzeit 1770.

a) Ludwig Meyer von Knonau erzählt aus seiner Jugend:

„Das Feierkleidchen, welches ausreichen mußte, bis es zu eng und zu klein wurde, bestand meistens aus einem guten, aber einfachen Stoff. Wir Knaben trugen Röckchen ohne Kragen, wie die der Männer zugeschnitten, Westen mit herabhängenden Schößen, und kurze Beinkleider. Unser Köpfchen wurde mit einem Haaraufsatz „geschmückt", auf beiden Seiten über den Ohren lag je eine lange Haarlocke. Alle drei Schmuckstücke waren durch Haarnadeln festgehalten, mit Pomade beschmiert und gepudert. Die hintern Haare waren in einen Zopf gebunden oder staken bei Feierlichkeiten in einem gepolsterten, steifen Haarbeutel von schwarzem Taffet. Würden heutzutage — so fährt Meyer fort — ein so geputzter Knabe und ein Affe der schaulustigen Jugend vorgestellt, die Bude des Knaben müßte weitaus den größern Gewinn machen. Nach einigen Jahren fiel der Kopfputz der kleineren Kinder glücklicherweise durch die Schere, und auch ich wurde noch für einige Jahre davon befreit. Bei den größeren dauerte die Haartracht noch lange fort."

b) David Heß im Beckenhof schildert sein Aussehen folgendermaßen:

Schon meine Kleidung deutete darauf hin, daß ich in der Welt etwas vorstellen sollte. Damals trugen zwar noch

alle Knaben die nämliche steife Kleidung wie erwachsene Leute; die meine aber war im höchsten Grade lächerlich. In der Halbtrauer um meine Mutter, die mein Vater mehrere Jahre trug, bekam ich gerade ein Kleid wie das seinige, nämlich von Scharlach mit schwarzseidenen Spitzen besetzt, ein Kamisol mit langen Schößen und kurze Beinkleider von glattem Seidenstoff, Schnallenschuhe mit roten Absätzen wie ein französischer Graf, und dann noch einen dreikantigen Federhut. Meine Haare waren gepudert; nur trug ich noch keinen Haarbeutel, sondern einen eingewickelten Zopf, Katogan genannt.

Zuweilen nahm mich mein Vater in diesem abenteuerlichen Anzug in die Stadt mit, um einen Besuch bei seinen Brüdern zu machen. Dann steckten die Knaben auf der Gasse die Köpfe zusammen und deuteten kichernd auf den kleinen fremden „Prinzen". Traf es sich aber, daß ich eine Strecke Weges allein ging, folgten sie mir spottend nach und riefen mir zu: Hahnerei! wahrscheinlich der Federn auf dem Hute wegen. Dann verdoppelte ich meine Schritte und suchte sobald als möglich unter Dach zu kommen.







Die Zwölfer.

Vor 200 Jahren befahl der Rat, daß jedermann, junge und alte Leute, Herrschaften und Dienstboten, die Predigten regelmäßig zu besuchen hätten. Diese fanden am Sonntag vor- und nachmittags und unter der Woche statt. Während des Gottesdienstes waren die Tore geschlossen; niemand durfte die Stadt verlassen. Alles Lärmen und Gassenlaufen war bei Strafe untersagt.

Das Kirchenkleid war für Männer und Frauen genau vorgeschrieben. Die Männer trugen lange schwarze Mäntel ohne Aermel, um den Hals ein weißes, steifes Kräglein, das „Bäffchen" mit vorn herabhängenden Enden, und ein „Barettli". Die Frauenröcke mußten aus schwarzem, glattem Wollstoff, Burat, hergestellt sein. Das merkwürdigste Kleidungsstück war aber das „Tächlitüchli", eine steif gefaltete, spitzige Haube aus feiner Leinwand, die das Gesicht bis zu den Augen verbarg und das Kinn eng umhüllte. Jeden Sonntag liefen die „Tüchlerinnen" von Haus zu Haus, um die Frauen für den Kirchgang zu rüsten.





Die Ratsherren hatten den übrigen Kirchgängern mit gutem Beispiel voranzugehen. Man kannte sie an der dicken runden Halskrause, die sie statt des Bäffchens trugen. Zwölfe von ihnen, die „Reformationskammer" oder kurz die „Reformation" geheißen, hatten darüber zu wachen, daß die Leute auch wirklich in der vorgeschriebenen Tracht und ohne auffälligen Schmuck erschienen. Jeden Dienstag und Donnerstag saßen sie beisammen und besprachen die Dinge, die sie beobachtet oder die ihnen von den Aufpassern hinterbracht worden. Die verklagten „Sünder" hatten selbst vor ihnen zu erscheinen und das verbotene Kleidungsstück oder den Schmuckgegenstand mitzubringen. Die Zwölfer richteten mit Strenge und ohne Ansehen der Person. Es gab in Zürich wenige Familien, von denen nicht irgend ein Glied einmal ermahnt oder gebüßt worden wäre.

Der Schreiber hatte diese Urteile in einem dicken Buche zu „verewigen". Darin standen die Sünder und Sünderinnen mit Namen aufgeführt:

Jungfer Hartmann in der Schipfe wegen zu großer Eggen am „Tüchli", 1 Pfd.

Herrn Leutnant Laufers Frau wegen Tragens eines großen Tächlitüchlis in die Kirche und einer Bodenhaube mit aufgestellten hohen Bändern über die Gasse, 3 Pfd.

Zwei Jungfern Engelfried auf der großen Hofstatt wegen seidener Schöppli, Bodenkappen mit unsinnig großen Büschen, weißen Schuhen und Beschauens der Leichenbegängnisse, 10 Pfd.

Der Knecht am Oetenbach wegen eines köstlichen tuchenen Rockes, daran viele Falten, 1 Pfd.

Herrn Ratsherrn Lochers Magd wegen einer silbernen Haarnadel, eines weiten und reinen Göllers, geflammten Halstuchs, roten Fürgürtlis mit großen weißen Fransen und eines mit Silber beschlagenen Buches, 3 Pfd.

Junker Amtmann Edlibachs Sohn wegen Gehens mit rotem Mantel und Stock und Degen in die französische Predigt, 2 Pfd.

Herr Kapitänleutnant Werdmüller wegen Tragens eines Hutes zur heiligen Taufe, 20 Btz.

Junker Hauptmann Schmid wegen eines gefärbten Kleides und seine Frau Liebste wegen eines roten Reifrockes an ihrer Trauung, 5 Pfd.

Frau Orelli, welche sich wegen Nichttragens des Tüchleins durch ihren Herrn entschuldigen ließ, indem ihr dies allzubeschwerlich sei, wurde um 15 Pfd. gebüßt.

Frau Leutpriester Hottinger ward wegen hohen Alters vom Tragen des Tüchleins befreit.

Frau Wirz beim Raben, die in einem seidenen Rock und ohne Tüchlein ein Kind zur heiligen Taufe gehalten, wurde um 10 Pfd. bestraft.

Frau Kapitän Wüst und Jungfer Müller wurden verklagt, daß sie Reifröcke in die Kirche getragen. Erstere leugnete es, ließ den Rock durch ihr Töchterlein zeigen und wurde von der Buße entlassen. Jungfer Müller gestand ein, sagte aber, daß es nur ein sehr kleines Reifröckchen gewesen. Wurde um 5 Pfd. bestraft.

Weber Freitags Frau wurde vorgeladen, weil sie in einem Kleinod und Ohrgehänge in die Kirche gegangen. Sie entschuldigte sich damit, daß sie erst von Winterthur komme und daß es fremden Personen erlaubt sei, vier Wochen lang ihren vorher gewohnten Schmuck zu tragen, worauf sie diesmal von einer Buße entlassen wurde.

Auf der „niedern Brugg".

Am Sonntag gab sie sich wohlgefällig her zu einem angenehmen Wandelweg, worauf die Kirchgänger nach der Predigt auf und niederspazierten, die schwarzen Mäntel um die farbigen Kleider gehängt und den glatten Kragen am Hals. Die Ratsherrenköpfe stützten sich sogar auf die dicken Krägen, die selten so rein gewaschen und in solch dauerhaften Wellen „gekröselt" waren, wie von der Jungfer Schmuzin in der vorderen Schipfe. Diese Bürger hatten im Gottesdienst gesessen auf ihren „schönsehenden" und vornehmen „Mannenörtern", wofür sie als Besitzer ins Kirchenbuch eingeschrieben waren. Jetzt genossen sie die Freiheit, sich auf der untern Brücke wieder zu rühren. Vor die Stadt hinausschlendern durfte man nämlich nicht, ohne mit einem gut erfundenen Grund aufwarten zu können, bis die Abendpredigt in allen Stadtkirchen verklungen war. Da half es also rein nichts mit einer vor-

geblichen Sonntagserholung draußen in der Natur. Vielmehr mußten die Wächter alle Porten, Törlein und Grendel bis nach dem Abendgottesdienst verrammelt halten. Statt dessen wandelten die Herren auf der Brugg hin und her, paarweise und gemessen, wodurch schließlich die Länge eines ausgedehnten Spaziergangs herausgestapft wurde. Man hörte zum Gespräch die Limmat rauschen, als ein deutliches Bild der fortlaufenden Zeit. Das Rathaus spendete leicht einige Punkte zur Unterhaltung, vor allem aber Schwert und Storchen, die beiden Gasthäuser, worin fremde Gesandte und fremdländische Krämer zeitweise wohnten. Wenn die Spazierenden am Brückenende anhielten, machten sie eine schön gezirkelte Wendung und lobten nebenbei die neue Laterne auf der Hauptwache. Auch war man zufrieden, daß auf den Türmen und öffentlichen Gebäuden „Strahlableiter" aufgesteckt wurden. Manchmal wartete eine „Spiegelschäse" vor dem Schwert, um ein paar Fremde aus der Stadt zu führen vor 12 Uhr, wie es der Rat für den Sonntag vorschrieb. Die jungen und unruhigeren Leute lehnten sich zuweilen über das Brückengeländer und sahen drunten die Limmat leicht schäumen und grünlich schimmern. Am Sonntag mußten die Zürcherinnen die Reifröcke unbedingt zu Hause hängen lassen; dagegen sollten sie in den schwarzen glattburatenen Röcken erscheinen. Das Kirchenbuch unter dem Arm, schritten sie mit gesenktem Blick über die Brücke und hielten zum Verdrusse der jungen Herren das Gesicht unter der langweiligen Haube versteckt. Schade, daß man ausgerechnet am Sonntag so wenig Schmuck umlegen durfte.

Am Werktag aber war Markt auf der untern Brugg. Wenn alle Farben zusammenstanden in den Gemüsezeinen und Früchtetansen, so sah die Brücke im Werktagsgewand noch reizvoller aus, als am Sonntag. Da lagen ziegel-

rote Rüben, gelbgrüner Kohl und violettes Kraut neben glänzendfarbigem Obst. Dazu gesellten sich grüner Kopfsalat, helle Lauchstengel und krause Peterlisträuße, neben Selleriewurzeln und „Böllen". Haufenweise erschienen sauere und süße Aepfelstückli; denn in jedem Haushalt gab es einen „Stücklitrog" zu füllen. Nur die Erstlingsgemüse, sowie die frühesten weichen Früchte durften bei dem „Mäßli" verhandelt werden, alles übrige aber bei „Zeinen" und Tansen. Der Großweibel hatte mit allem Ernste genau zu untersuchen, ob die Früchte die gehörige Reife und die Mäßlein und Tansen den bestimmten Gehalt hatten.

Wer bis um zwei Uhr noch nicht alles weg hatte, packte zusammen, spritzte im Brunnenhaus noch einige Hände voll Wasser darüber, des frischen Aussehens wegen, und lief damit in die Gassen hinein, um den Rest auszurufen. Darnach blieben noch die Läden rings, auf und bei der Brugg, zurück. Hinter dem alten Bau der Metzg war ein Salzladen, und im selben Laden schliefen in Tuch- und Papiersäcklein frische Gartensamenkörner, die vielleicht als fertige Gewächse wieder auf der Brugg auftauchten. Unter dem Schwert stand Herr Salomon Schweizer vor seiner Ladentüre und neben ihm im Fenster lagen weiße und schwarze Herrenstrümpfe, Silber- und Goldborten, so blinkend wie Wasser und Feuer, und der unentbehrliche Pariser Puder. Nebenan im Hutladen hingen die dreieckigen Hütlein beisammen, die so wohl unter den Arm der Zürcherherren paßten, damit sie die gepuderten Köpfe nicht aus der Ordnung brachten. Aus dem Sattlerladen wehte ein Ledergeruch herüber. Daneben verkaufte Herr Ulrich mit Scherzen und freundlichen Reden seinen Kaffee, die Ulmergerste und die spiegelblanken Wachstücher für die „Bött" zum Einpacken,

und hielt zwischen den Fingern die fädenen „Spitz“ und den Taffet den Zürcherinnen vor Augen. Angenehm nahm sich die Wurststube des Bratwursters Steinbrüchel aus, seit er auch eine Pastetenbäckerei aufgetan hatte, woraus die Zürcher ihre Sonntagsküchlein zu holen pflegten.

Das Schönste aber blieb immer noch die Aussicht von der niedern Brugg aus, den Häusern nach, über das grüne Wasser hin bis zu den äußersten weißen Bergzacken.

Wie das Knabenschießen entstand.

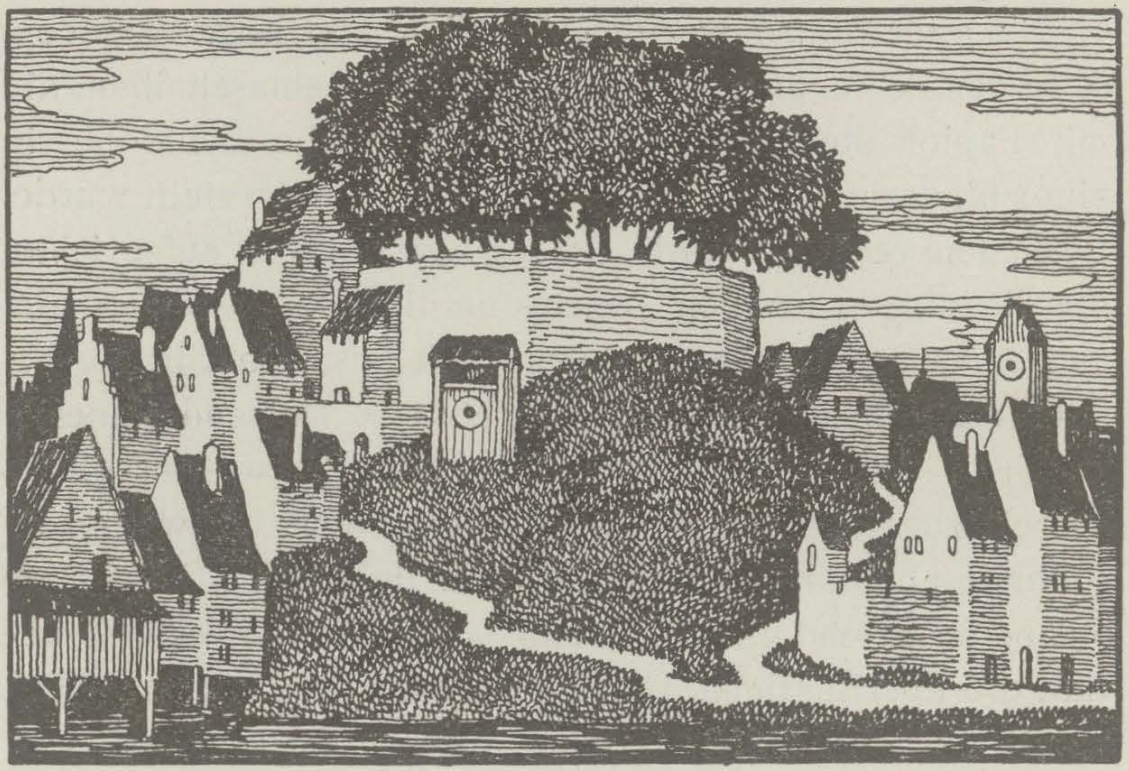
Schon vor 300 Jahren wurden 5, 6 und 7jährige Knaben gelehrt, mit Spießen umzugehen. Nachdem sie die Uebungen längere Zeit getrieben, gab man ihnen zum Schlusse Gaben zu „verkurzweilen“. Man stellte ihnen einen doppelten Adler auf, an dessen Schnäbeln Ringlein hingen. Wer im Lauf mit seinem Spieß durch ein solches Ringlein stach, erhielt eine Gabe. Später kam an Stelle des Adlers ein aus Holz geschnittenes, gemaltes Bild, einen Knaben mit Federhut und Schärpe darstellend, der zwischen den Fingern ein Ringlein hielt, das mit dem Spieß herausgestochen werden mußte. Dieses „Ringlistechen“ wurde auch dann noch beibehalten, als man bereits ein Knabenschießen mit Feuergewehren abhielt. Dieses bildete das Ende der militärischen Uebungen, welche die ältern Knaben in den Hundstagen jeden Dienstag und Donnerstag abhielten. Es fand gewöhnlich am letzten Montag im August auf dem Schützenplatze statt. Die Gaben bestanden in Zürichtalern für diejenigen, welche den Mittelpunkt trafen. Die, welche die Scheibe fehlten, erhielten zum Trost ein Vierbatzenstück.

Ein alter Brauch war das „Tätsch"- oder Bogenschießen, d. h. das Schießen mit Armbrüsten auf Lehmscheiben, die mit Papier überzogen waren. Der weiche Lehm lag in einer niederen Zeine, die beim Schießen aufgestellt wurde. Bei jedem Stadttor wurde ein solcher „Tätsch" aufgerichtet für die jungen Knaben, welche um die Stadt wohnten; im ganzen waren sieben. Die Obrigkeit bestellte jährlich bei den „Kannengießern" der Stadt etwa 56 Dutzend zinnerne Teller. Am Palmtag holten die Knaben, welche einem Tätsch zugeteilt waren, die Platten beim Großweibel im Rathaus ab und überbrachten ihm dafür eine bestimmte Gabe, bestehend in Eiern und Geld. 1696 beschloß der Rat, die überflüssigen Tätsche abzuschaffen, bis auf einen, damit die Knaben desto eher in das „Büchsenschießen" eingeführt würden.

Der Lindenhof.

Zu der Zeit, da noch Mauern, Türme und Tore die Stadt einschlossen, war der Lindenhof der beliebte Lustort der Zürcher. Im Sommer aßen und tranken dort die Männer unter den schattigen Bäumen und die Jungen vergnügten sich mit Steinstoßen, Kegelschieben, Ringen und Schwingen. Da standen Tische mit Schach- und andern Brettspielen, an denen sich die „Stillern" ergötzten.

Wiederholt fanden auf dem geräumigen Platze gemeinsame Mahlzeiten der gesamten Bürgerschaft statt. Zu einem solchen Festmahl schenkte der Rat den Bürgern fünf Hirsche, von denen zwei im Sihlwald und drei im Stadtgraben geschossen worden. An 100 Tischen saßen 1400 Bürger und Bürgersfrauen und verspeisten den köstlichen Braten. — Am 14. August 1558 wurden drei Hirsche ver-



speist samt einem Ochsen, den Hans Pfenninger auf einem Freischießen in Weinfelden als beste Gabe gewonnen hatte. — Am 26. Juni 1591 hielt der Bürgermeister Großmann die gesamte Bürgerschaft frei, weil sie ihm als „Badenschenke“ zwei große goldene Becher gespendet hatte. —

Jeweilen am 11. Herbstmonat, am „Felix- und Regulatag“, war die Kirchweih. Alle Arbeit ruhte. Von den Dörfern am See kamen die Landleute, im schönsten Sonntagstaat und bewaffnet, in großen Schiffen angefahren. Zwei Herren des Rates fuhren ihnen bis zur „Klausstud“ entgegen und hießen sie willkommen. Dann fuhren sie mit den Gästen durch das Wassertor und dreimal um den Wellenberg herum, und landeten beim Fraumünster. Sie traten zu einem feierlichen Gottesdienst in die Kirche, wo die Gebeine der Heiligen in kostbaren goldenen Särgen aufbewahrt wurden. Nach dem Gottesdienst ordnete man sich

zum Zuge auf den Lindenhof, und dort erhielten die Gäste Speise und Trank. —

Auf dem Lindenhof übten sich an Sonntagen die Armbrustschützen und schossen die „Bolzen“ in die hohen hölzernen „Tätschhäuslein“, die in der Matte des nahen Klosters Oetenbach standen. Bei schlechtem Wetter schossen sie aus einer offenen Laube der „Schützenstube“, jenseits der Limmat. Die Pfeile flogen über das Wasser in den Tätsch, der an der „Hofhalde“ aufgestellt war. Sie wurden in einem Kästlein wieder hinübergeseilt. Im Jahre 1860 hörte auch diese Uebung auf.

Badenschenken.

Im Jahre 1534 reiste der Zürcher Bürgermeister Röust nach Baden, um die Badekur zu gebrauchen. Nach etlichen Tagen zogen ihm 200 Mann aus der Stadt nach und überbrachten ihm als Geschenk der Bürgerschaft einen fetten Ochsen, der mit kostbaren Tüchern in den Farben der Stadt behangen war. Als nun 1618 der Pfarrer Breitinger am Großmünster zu Baden in der Kur war, beschloß der Rat, daß jedes Ratsmitglied ihm einen Dukaten ins Bad „verehren“ sollte, und es stehe der gemeinen Bürgerschaft frei, das ihrige dazu zu legen. So wurde in kurzer Zeit, ohne des Pfarrers Wissen eine namhafte Summe zusammengebracht. Weil aber aus den Badenschenken ein Mißbrauch zu werden drohte, schlug der Pfarrer das Geschenk aus. In seiner Lebensbeschreibung las man folgendes, was er über die Badenschenken dachte:

Die Herren Bürgermeister fuhren nun etliche Jahre nach Baden, jedes Jahr einer, als ob das in der Ordnung wäre. Jedermann wurde um eine Beisteuer angesprochen,

und niemand durfte versagen. Neben den Bürgermeistern wurden auch den Zunftmeistern, Ratsherren und Zwölfern silberne Geschirre verehrt. Diese Badenschenkungen schmerzten manchen Hausvater heimlich sehr; denn die Schmeichler und „Tellerschlecker", die solche Badenschenkungen betrieben und sich selbst aufgeworfen zu Einziehern und Gesandten, die Geschenke zu überbringen, die konnten die Sache so führen, daß niemand gern der Böse sein wollte, aus Furcht, er und die Seinen werden es zu entgelten haben. Zuletzt kam es aber so oft vor, daß mancher Bürger darüber ungeduldig wurde. Auch etliche Witfrauen mit Kindern konnten das Weinen kaum unterdrücken, wenn sie das sauer verdiente Geld an solche Geschenke geben mußten. Viele aber brachen aus in gefährliche Worte und redeten unverholen: Man sage wohl, wir seien ein freies Volk und hätten keine Fürsten und Halsherren, denen wir steuern müssen; aber ihnen sei das Badenschenken Steuer genug.

Am 3. April 1680 beschloß der Rat endlich, daß diejenigen, die ihren Zunftmeistern, Pfarrern, Ober- und Untervögten, Professoren und Schulmeistern Badenschenkungen geben wollen, mit 25 Pfund Buße bestraft würden.

Eine Badekur vor 100 Jahren.

Der im Jahre 1873 verstorbene Bundesrat Frey erzählte, wie er 1809 als 8jähriger Knabe mit seiner Großmutter eine Kur im „Stadthof" zu Baden machte:

Die Fremdenzimmer hatten jedes seinen eigenen Namen: zum „Einhorn", zur „Glocke", zu „Glück und Glas". Sie lagen zu ebener Erde dem Hof entlang und hatten die gleiche dürftige Einrichtung. Zuerst trat man in eine Art

Küche die zugleich als „Vorsaal“ und Kleiderraum diente. Hier schlief die mitgekommene Magd, hier kochte sie morgens und abends den Kaffee. Von da aus gelangte man ins Wohnzimmer, eine große Stube mit dunkeln Kalkwänden, welche von zwei gegen die Limmat gehenden Fenstern erhellt wurde. Fenstervorhänge gab's nicht. Drei bis vier hochaufgeschichtete, breite Familienbetten standen den Wänden nach. Wurmstichige, gewundene Säulen trugen den geschnitzten Betthimmel; schwere Umhänge hingen daran. Ein paar Holzstühle und ein schwarzer Eichenkasten, ein schwerer Tisch in der Mitte waren die einzigen Möbel. Eine schmale Türe führte auf eine kleine Laube, die wie eine Nase in die Limmat hinausstand. Mit schauerlichen Gefühlen blickte ich in die Wellen der Limmat hinunter, die sich schäumend an den Felszacken brachen.

Durch eine Wendeltreppe stieg man aus dem Wohnzimmer in das Badegewölbe hinab, das von feuchten Dämpfen stets angefüllt war. Hier war der etwa 10 Fuß lange und breite Badkasten in die Erde gegraben. Man bestieg ihn durch ein paar Stufen und nahm ringsum Platz auf breiten hölzernen Sitzen. Ganze Familien und selbst die Kinder mit ihren Schiffchen und Zuberchen fanden sich hier zusammen und verzehrten, im Wasser sitzend, die Spanischbrötchen zum Kaffee. An Musik mangelte es dabei nicht; denn aus den breiten Spalten zwischen dem Backsteinboden und dem Badkasten ließen unzählige Grillen ihr Gezirpe ertönen und schwiegen nur so lange als sie fraßen. Man legte ihnen nämlich eingeweichte Kuchenreste hin, die sie schleunigst in die Spalten hinabzogen. Wehe aber, wenn eine mutwillige Hand zugleich einen Schwall Wasser in die Spalte warf; da kamen die schwarzen Ungetüme haufenweise hervor,

sprangen unversehens in das Bad, und die Kinder flohen mit Gekreisch, damit ihnen die häßlichen Tiere nicht auf den Leib krochen. Eines Morgens zeigte uns der Badwäscher seine Schuhe, die er über Nacht hatte im Gewölbe stehen lassen, und siehe! die gefräßigen Bestien hatten ein paar große Löcher hineingenagt. —

Hinter einem in der Ecke ausgespannten Tuche zog man schließlich den nassen Bademantel aus, trocknete sich ab so gut es ging, erklomm die Wendeltreppe und legte sich droben für eine halbe Stunde wieder in eines der Familienbetten.

Aschermittwoch.

Der Mittwoch nach der Herrenfastnacht heißt „Aschermittwoch". Er bedeutete das Ende der lärmenden Fastnachtvergnügen und leitete die vierzigtägige Fastenzeit ein. Geweihte Palmzweige wurden verbrannt, und der Priester streute den zum Altar tretenden Personen die Asche auf das Haupt, indem er sprach: „Bedenke, daß du Asche bist und wieder zu Asche wirst verwandelt werden."

An diesem und dem folgenden Tag pflegten die zürcherischen Metzgermeister, in Harnische gekleidet, einen Umzug in der Stadt zu halten, zum Andenken an die Mordnacht von 1350. Damals hatten sie sich nämlich mit ihren Schlachtbeilen besonders tapfer gehalten und dadurch vielen ahnungslos Schlafenden das Leben gerettet. Deshalb gestattete der Rat ihnen und ihren „ewigen Nachkommen", alljährlich an den genannten Tagen in der Stadt herumzuziehen. Dabei trugen sie der Stadt „Zeichen" oder Fähnlein, dazu einen künstlich aus Holz geschnitzten halben Löwen, den „Eisengrind", „zum ewigen Gedächt-

nis, daß sie mit den Schlachtbeilen und Prügeln wie die streitenden und erzürnten Leuen in die Mörder hineingefahren". Das Fähnlein war ein von der Stadt geschenktes Ehrenpanner.

Bedeutender Unkosten wegen wurde dieser Umzug eingestellt, nachdem er 1728 das letztemal stattgefunden. Statt dessen wurde später ein Mann in eine Bärenhaut verkleidet und von einem Hanswurst und einem Geiger in der Stadt herumgeführt. Auch dieser Brauch verschwand mit der Zeit. Dafür hielten die Zünfter auf dem Zunfthaus zum „Widder" ein Mahl, wobei sie den „Eisengrind" unter das offene Fenster stellten und Fastnachtkuchen unter die Buben auf der Gasse warfen.

Endlich hatte auch der alte, ehrwürdige „Eisengrind" das Schicksal, ein Opfer der Zerstörung zu werden. Als nämlich im Jahre 1798 die Zunftgüter verteilt wurden, kaufte ein Bürger den Eisengrind nebst dem Panner um einen Gulden und 20 Schilling. Den silbernen Spieß des Panners verhandelte er an einen Goldschmied, den Eisengrind warf er unter das Dach im Estrich oben, wo er lange Zeit vergessen lag. Eines Tages wollte der Eigentümer in dem dunkeln Winkel etwas holen. Da purzelte ihm der Eisengrind auf den Kopf, gleichsam als wollte er sich für die unwürdige Behandlung rächen. Darüber aufgebracht, packte ihn der Eigentümer an der Mähne und warf ihn die Treppe hinunter. Unten auf der Gasse waren eben einige Holzhacker mit Holzspalten beschäftigt. Die faßten den ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit und hackten ihn in Stücke.





VIII.

Recht und Ordnung.

Wie in der „guten alten Zeit“ gestraft wurde.

a) Vor hundert und mehr Jahren wurden die Leute selbst für leichte Vergehen hart bestraft. So sperrte man einen Studenten bei größter Kälte zehn Tage in den Wellenberg, weil er nachts mutwilligerweise an den Häusern geläutet hatte. —

Die ledernen Eimer, die bei Feuersbrünsten zum Löschen dienten, mußten immer an derselben Stelle hangen, damit sie jederzeit bereit waren. Aber es kam im Winter vor, daß Knaben sie von ihrem Platze wegnahmen und damit die Gasse bespritzten, um eine Schleife herzustellen. Da befahl der Rat dem Stadtwächter, er solle jeden, den er erwische, kurzerhand in die „Gätteri“ sperren. Das war eine enge gemauerte Grube beim Sankt Peter, welche oben durch ein Gitter verschlossen war.

Oberhalb des Hauses zur Krone (heute Rechberg) hing an der Mauer mit einer kurzen Kette befestigt, das Hals-

eisen, der „Pranger". Das war ein starker eiserner Reif, der ein Gelenk zum Oeffnen hatte. Nach innen ragten scharfe eiserne Spitzen; auch der Rand war oben und unten mit solchen besetzt. Das Halseisen wurde dem Verbrecher um den Hals geschlossen, so daß er sich bei der geringsten Drehung stach. So mußte er stundenlang stehen und dazu noch den Spott der Vorübergehenden erdulden. Als der Ring schon längst abgeschafft war, hieß die Gasse immer noch das „Halseisen" (heute „Künstlergasse").

Im Jahre 1812 ging ein gewesener Rechenschreiber auf und davon, weil er Schulden gemacht und Betrügereien auf dem Gewissen hatte. Der Scharfrichter mußte einen Zettel an das Halseisen heften, darauf konnten die Vorbeigehenden den Namen des Verurteilten: Johann Jakob Ott, Erzbetrüger, sowie folgendes Urteil lesen: So man ihn erwischt, wird er in den Wellenberg gesetzt, eine Stunde an den Pranger gestellt und 24 Jahre bei passender Arbeit ins Zuchthaus an Ketten gelegt.

Gegenüber dem Rennwegtor, jenseits des Fröschengrabens, stand an der Ecke eines alten Hauses die „Trülle". Das war ein runder Käfig, worin ein Mensch aufrecht stehen konnte. Mitten hinauf ging eine Stange, an welcher der Käfig drehbar befestigt war. Man trieb an einer Kurbel, und durch zwei Zahnräder, welche ineinandergriffen, wurde der Käfig herumgedreht. Das geschah solange, bis der Insasse große Uebelkeit empfand.

b) Schwere Verbrecher sperrte man in den Wellenberg. Das „Malefizgericht" verurteilte sie zum Tode durch das Schwert. Am Tage der Hinrichtung holte ein Schifflein den Verurteilten und führte ihn an den Fischmarkt beim Rathaus. Auf der Treppe knieend, mußte er das

Todesurteil anhören, das der Gerichtschreiber aus dem offenen Fenster verlas. Ein Geistlicher geleitete ihn zur „Hauptgrube", welche draußen an der Badenerstraße lag. Eine Volksmenge folgte der traurigen Gruppe und drängte sich neugierig herzu. Auch Kinder waren darunter, denn die Schule wurde eingestellt, weil man glaubte, der Anblick des sterbenden Uebeltäters werde die Jugend von schlimmen Taten abhalten. —

Der Beruf des „Scharfrichters" vererbte sich vom Vater auf den Sohn. Er war gut bezahlt, aber verachtet. Niemand hätte sich neben ihn an denselben Tisch gesetzt. Als im Jahre 1645 der Scharfrichter seinen Sohn in die Lateinschule schicken wollte, gab es unter den Eltern der Schüler „ein groß Geschrei"; die Professoren beschwerten sich beim „Schulherrn", so daß der Vater den Knaben aus der Schule wegnehmen mußte.

Der Sohn des Scharfrichters Volmar gab den ererbten Beruf auf. Er mußte sich aber durch den Kaiser „ehrlich" sprechen lassen. Er hinterließ einen Sohn, der den Scharfrichterberuf auch nicht ausübte, sondern die Heilkunde erlernte. Dieser jüngere Volmar schickte später seinen Knaben nach Straßburg, wo er die Barbierkunst erlernen sollte. Aber siehe da! Kein Meister wollte ihn als Lehrling annehmen, weil sie erfahren hatten, daß sein Großvater einst Scharfrichter gewesen war.

Eine Verwandte aus der Familie Volmar war mit dem Bäckermeister Ludwig Meier in Frauenfeld verheiratet. Die andern Bäcker weigerten sich deswegen, neben ihm in der Brotlaube feil zu halten; ja sie duldeten ihn nicht einmal in der Nähe. Er mußte mit Tisch und Brot weichen und konnte sein Gebäck nicht verkaufen, weil die Leute glaubten, es schade ihnen und ihren Kindern.





Ein Unverbesserlicher.

Von einer Hinrichtung erzählt uns ein alter Zürcher folgendes:

Eines Tages wurde ein Mörder, namens Hochstraßer, auf das Sihlwiesli (heute Beatengasse) zur Richtstätte geführt. Neben ihm ging der Geistliche des Zuchthauses, der Chorherr Kramer. Der traurige Zug trat eben aus dem Rennwegtor und schwenkte in den Weg ein, welcher dem „Fröschengraben" nach zwischen den Gebäuden der Werdmühle durchführte. Ueberall lagen Pfützen von dem ausgiebigen Regen, der in der Nacht gefallen war. In diese Wasserlachen stampfte Hochstraßer jedesmal hinein, mit der boshaften Absicht, seinen Begleiter recht tüchtig zu bespritzen. Kramer ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen und sagte gelassen zu dem hartgesottenen Sünder:

„Wart nu, du unglücksälige Hochstraßer, wämer hei gönd, sprützischt nüme!"

Nach der Hinrichtung hielt der Geistliche eine Abdankung an das zugeströmte Volk. Er nahm kein Blatt vor den Mund und schloß seine Rede mit den Worten: „Warum

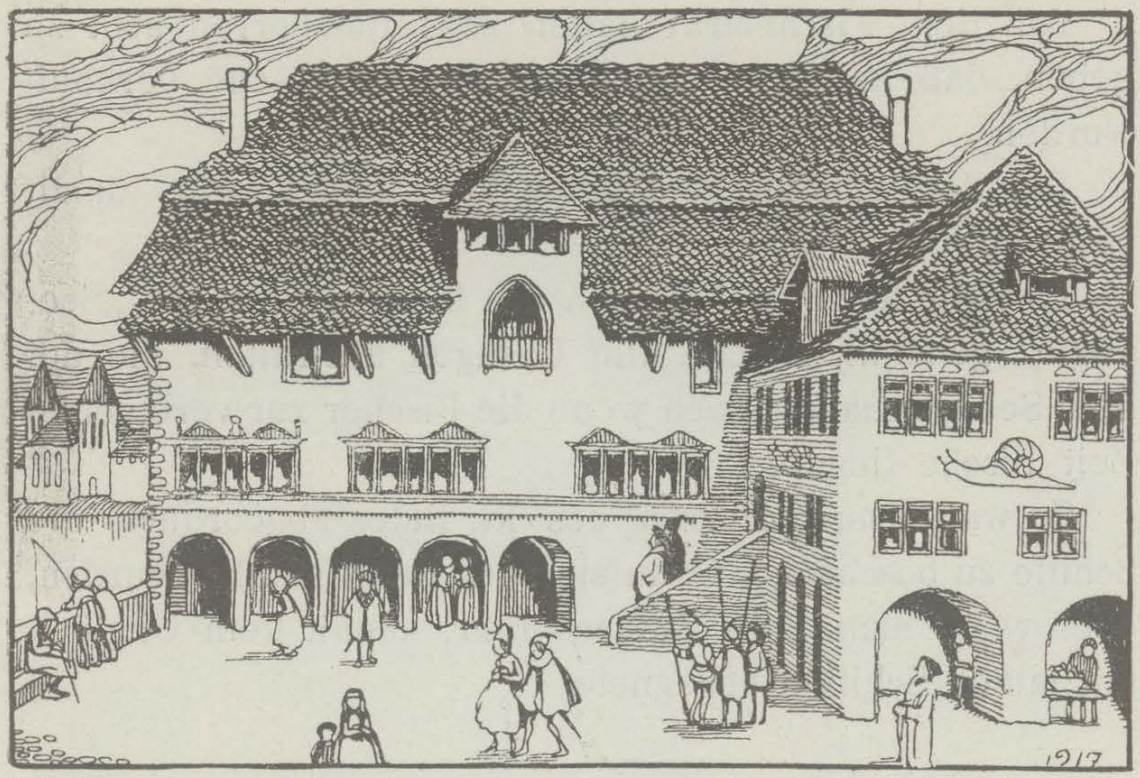
sind ihr cho? Eifach, wil ihr dänkt händ, ihr gsäched öppis. Es sind aber under eu vili, die sind keis Härli besser, als dä, wome gricht häd. Gönd hei und schämed-i!"

Was die Ratsherren zu tun hatten.

Seit dem Jahre 1336 bildeten die Männer, die dasselbe Handwerk trieben, eine Zunft; es gab deren zwölf. Sie versammelten sich in ihren Zunftstuben und wählten die Zunftmeister. Die Edelleute traten zu einer eigenen Zunft zusammen und nannten sich Konstaffler; ihr Zunfthaus war der Rüden. Zünfter und Konstaffler bezeichneten aus ihrer Mitte die Männer, die dem großen und dem kleinen Rat angehören sollten. Dieser Tag hieß der „Meistertag". Acht Tage nach der Wahl, Sonntags, legten die neugewählten Räte und der Bürgermeister beim Großmünster vor allem Volke den Eid ab, und die männlichen Bürger vom 16. Altersjahr an schwuren den Regierenden Gehorsam. Das war der Schwörtag.

Tags zuvor ritt der Ratschreiber durch die ganze Stadt und rief an neun verschiedenen Plätzen: „Hört, hört! Mein Herr, der Bürgermeister, meine Herren, die Rät', meine Herren, die Zunftmeister, und meine Herren, die große Rät', so man nennet die Zweihundert, gebieten allen ihren Burgeren, Mannleuten, die 16 Jahr und älter sind, daß sie morn kommind zum Großen Münster, so man die groß Glocken verläutet und da einem Burgermeister und dem Rat schweerind; und wer das nicht tut, so richt man ihm nicht; tut er aber jemand etwas Uebles, so richt man ihm zum härtesten."

Den Aufrufer begleitete eine große Menge junger Kna-



ben mit Freudengeschrei bis zum Rathaus zurück, allwo jeder mit einem Zürich-Pfennig beschenkt wurde.

Die Räte verteilten die Arbeit folgendermaßen unter sich:

Der „Wegherr" mußte zu den Straßen sehen, daß sie verbessert würden.

Der „Tierherr" hatte die Aufsicht über die Hirsche in den Stadtgräben. Er sorgte dafür, daß sie recht gefüttert wurden, und daß die am Graben wohnenden Leute keinen Unrat auf die Futterplätze hinunterwarfen.

Der „Bergherr" gab Erlaubnis, im Zürich- und Adlisberg Holz zu nehmen.

Der „Sihlherr" mußte zu den Wuhren Sorge tragen, damit die Sihl nicht schädliche Ausbrüche nehme.

Der „Hardherr" entschied die Streitigkeiten, die wegen der gemeinsamen Viehweide daselbst zwischen den Bauern entstanden.

Auf dem Fischmarkt hatten zwei Ratsherren acht zu geben, daß keine im Laich gefangenen Fische verkauft wurden.

Bei der Ankenwage mußten zwei dabei sein, damit recht gewogen wurde.

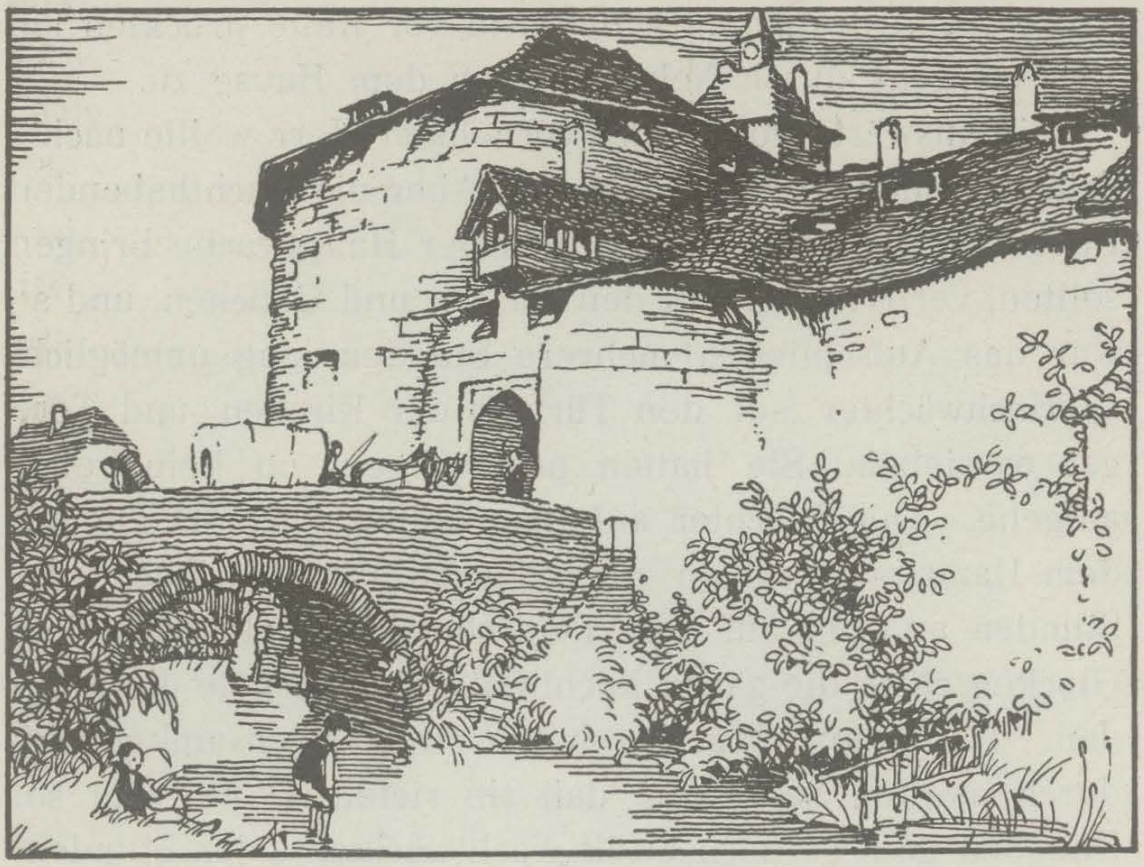
Es hatte auch zwei Herren des kleinen Rats, die „Seevögte" genannt, welche alle Unfugen abstraften, die auf dem See geschahen, auch wenn die Fischer zur verbotenen Zeit Fische fingen.

So waren auch Herren des kl. Rates abgeordnet, die Schiffe zu beschauen, wenn sie nach Basel geführt wurden, oder wenn man nach Zurzach fuhr, damit kein Unglück mit faulen Schiffen begegnete.

Wie für die Sicherheit gesorgt wurde.

Nächtliche Aus- und Einlasser gab es bei jedem Tor einen. Sie waren zugleich „Zoller". Ihre Pflicht war, die Tore im Sommer abends um 9 Uhr, im Winter um 8 Uhr zu schließen und am Morgen des Sommers um 4 Uhr und zur Winterzeit um 5 Uhr zu öffnen. In den Predigtstunden an Sonn- und Dienstagen hielten sie geschlossen, bis die Kirche aus war. In der Nacht mußten sie, wenn nötig, ein- und auslassen.

Noch im Jahre 1825 war Zürich wie eine Festung bewacht. ¼ vor 10 Uhr erklang die Torglocke. Die äußeren Porten wurden geschlossen und mit militärischen Wachen besetzt, die Schlüssel wanderten auf die Hauptwache. Auch der ehrenhafteste Bürger wurde nicht mehr eingelassen ohne besondere Erlaubnis des Offiziers, der in der Mitte der Stadt wohnte. Jeder, der so erst nach halb-



stündigem Warten eingelassen wurde, erschien am nächsten Morgen mit Namen und Titel auf dem Bericht, der an die Behörde geschickt werden mußte, und konnte leicht in den Verdacht geraten, er sei ein liederlicher Mensch, besonders, wenn er vor dem Tor noch eingekehrt war und sich etwa gar in einen „Jaß“ vertieft hatte. Sobald nun das Glöcklein erklang, sprang man nach Hut und Stock; schwere dicke Herren keuchten über die Portenstege und schlüpften durch die Oeffnung, vor der bereits die Flügel in den Angeln schwankten. Mancher, dem der Riegel vor der Nase zugeschoben wurde, zog es vor, in den Gasthof zurückzukehren und dort zu übernachten, lieber als sich auf den verhaßten Bericht nehmen zu lassen.

Einmal traf ein ehrsames Brüderpaar, ein Pfarrer und ein Professor, erst nach Torschluß ein. Sie blieben die

ganze Nacht draußen. Schlotternd vor Kälte drückten sie sich morgens durch Nebengäßchen dem Hause zu.

Ein auswärts wohnender vornehmer Herr wollte nachts drinnen einen Arzt holen lassen. Aber die wachthabenden Rekruten, die den Schlüssel von der Hauptwache bringen sollten, verirrten sich in den Gassen und Gäßchen, und so war das Aufschließen mehrere Stunden lang unmöglich.

Hochwächter auf den Türmen der Kirchen und Tore gab es sieben. Sie hatten achtzugeben, ob kein Feuer aufgehe. Der Wächter auf dem Münsterturm zeigte mit dem Hammerschlag an die Glocken Tag und Nacht die Stunden an, der auf dem Petersturm meldete nach dem Glockenschlag die ganze Nacht mit der Trompete die Stunden. Die andern Wächter hatten ihre Wachsamkeit dadurch merken zu lassen, daß sie riefen: O ho, zähl so! Daneben gab es noch zwölf Nachtwächter oder Stundenrufer, welche abwechselnd in der Stadt herumgingen und die Stunden an bestimmten Plätzen ausriefen.



Reinlichkeit und Gesundsein.

Als die Stadt noch mit Mauern eingeschlossen war, wohnten die Leute in engen, dunklen Gassen beisammen. Da war Sauberkeit und Ordnung doppelt notwendig. Ueberall wurden Gassen und Plätze mit Steinen besetzt, und der Rat wachte gewissenhaft darüber, daß sie nicht verunreinigt wurden.

Wer Mist auf die Hofstatt zu St. Peter gelegt hatte, mußte ihn innert 8 Tagen wegnehmen, ansonst er 5 Schilling Buße erhielt. Niemand durfte ein Schwein auf der Gasse herumlaufen lassen. Die Leute verklagten Johannes, den Arzt, weil er oft den unreinen „Weißel" (Verbandstoff) vor sein Haus auf die Straße warf.

„Grundstein" (Jauche) und andere „Unsauberkeit" durften weder in die Stadt, noch in den See oder Stadtgraben geschüttet werden; man führte diese hinaus zu den rechten „Pfählen" (Kehrichtgruben).

Denen wurde scharf ins Gewissen geredet, ja mit hoher Buße gedroht, die so leichtfertig an sich und ihren Mitbürgern handelten, daß sie die „keybigen" Tiere: Hunde, Katzen, Säue und anderen „Unflat", allenthalben in den See, in der Stadt Gräben und sonst in die Gäßlein und Winkel warfen, wo die Menschen leben und wandeln mußten; wodurch die „Elemente": Luft, Wasser und Erdreich verunreinigt wurden. —

In den Brunnentrögen Fleisch, Kraut oder Windeln zu waschen oder gar darin zu baden, war bei strenger Strafe untersagt. — Solche Gebote wurden den Bürgern jährlich am Schwörtag vorgelesen.

Als die Pest in Zürich umging, starben die Leute massenhaft dahin. Man sah ein, daß es eine „erbliche" Krankheit war, die sich leicht von einem Menschen zum

andern übertrug. So gebot denn der Rat, daß diejenigen, die von der Krankheit wieder aufstünden, nicht ausgehen möchten, bis sie ganz genesen wären. Wer aber das Gebot verachte, den wollten die Herren strafen, daß er lieber wollte, er wäre gehorsam gewesen.

Gassenbettel litt der Rat nicht. Deshalb wurde im „Spital" (bei Predigern) der „Mushafen" eingerichtet und da täglich ein Kessel mit Habermehl, Gerste oder anderem Gemüse gekocht. Die Dürftigen holten jeweilen am Morgen, wenn die Predigerglocke verläutet hatte, das Mus mit Brot, das man ihnen unentgeltlich abgab.

Abends 9 Uhr kündete die Glocke vom Fraumünster, daß man die Weinhäuser schließen und keinen Wein mehr geben solle. Ein Gebot mahnte bei harter Strafe, daß niemand, es sei Tag oder Nacht, auf den Gassen singe, jauchze, schreie, johle, poltere, pläre, noch andern Unfug oder Mutwillen treibe, sondern zu gebührlicher Zeit zur Ruhe gehe und biedere Leute auch in Frieden lasse.

Wackerbold 1280.

Im Jahre 1280 lebte im Niederorf ein Bäcker, namens Wackerbold. Er war schon wiederholt bestraft worden, weil er die Brote zu leicht gebacken hatte. Er ließ sich aber nicht warnen, sondern trieb sein unredliches Wesen immer fort. Da wurde er zur Strafe in die „Schnelli" gesetzt. Diese bestand aus einem senkrechten Pfosten mit einem Querbalken, an welchem zu äußerst der „Lasterkorb" hing. Die Schnelli stand am sumpfigen Ufer der Limmat, zwischen dem Rathaus und der Wasserkirche. Wackerbold bekam weder Speise noch Trank. Es war

ihm wohl erlaubt, hinauszuspringen, aber dann fiel er in Sumpf und Kot.

Bald kam jung und alt herbei gesprungen und machte sich über ihn lustig. Da hielt er es nicht mehr länger aus und sprang hinab in die Pfütze. Mühsam arbeitete er sich aus dem Schlamme heraus aufs Trockene und eilte beschmutzt und durchnäßt nach Hause, verfolgt von der Menge, die ihm johlend und schreiend bis zur Haustüre nachlief.

Die erlebte Schande machte Wackerbold grimmig. Er ließ sich längere Zeit nicht mehr blicken. In finsterem Groll brütete er darüber, wie er über die Leute ein großes Unglück bringen könnte. Da kam er auf den Gedanken, die Stadt anzuzünden. Also fing er an, sein Haus von unten bis oben mit dürrem Holz zu füllen. Niemand fiel das besonders auf und es weckte keinen Verdacht. In einer finstern, stürmischen Nacht, als der Wind durch die Gassen brauste, zündete er an, und bald stand sein Haus in hellen Flammen, und der Sturm trieb sie rasch über die Dächer der Nachbarhäuser hinweg.

Wackerbold machte sich auf und davon. Auf dem Zürichberg begegneten ihm zwei Frauen. Sie riefen ihm zu: „Was läufst du davon? Siehst du nicht, wie es in der Stadt unten brennt?“ Er erwiderte: „Saget nur den Leuten, ich, der Wackerbold, habe den Brand gestiftet. Ich habe mich gar durchnäßt, als ich ins Wasser sprang, und da habe ich mich an dem großen Feuer trocknen müssen. Damals haben sie über mich gelacht, jetzt mögen sie weinen.“ Nie mehr erfuhr man etwas von ihm.

Unterdessen wütete das Feuer in den engen, winkligen Gassen fürchterlich. Da die Häuser nur aus Holz gebaut und mit Stroh- oder Schindeldächern gedeckt waren, sanken sie schnell in Schutt und Asche. Ans Lö-

schen war gar nicht zu denken, weil keine Einrichtungen, nur Sodbrunnen, vorhanden waren. Vom Nieder- bis zum Oberdorf war alles ein rauchender Trümmerhaufen.

Infolge dieses Unglücks verordnete der Rat, daß man alle neuen Häuser mit Rasen oder Ziegeln decke. Und als bald nachher (1318) ein neuer Brand die Häuser vom Rennweg bis zur Rathausbrücke vernichtete, wurde empfohlen, wenigstens das erste Stockwerk aus Stein aufzubauen.

Vom Feuerlöschen aus alter Zeit.

Die „Feuerglocke" läutete vom Großmünster; das war das Zeichen, daß die Hausfrauen das Feuer auf dem offenen Herd zu löschen und die im Herdloch glimmende Asche mit dem Deckel zu verwahren hatten.

Aber wie es so geht, es gab auch nachlässige Leute. Eine Frau an der Storchengasse hatte unterlassen, nach dem Feuer zu sehen. Die Gassen lagen finster und totenstill da; nur der Wind seufzte in den Türspalten und gröhlte in den offenen Kaminen. Der Luftzug strich über die ungedeckte Feuergrube, die Asche glomm stärker. Die Funken fanden Nahrung an den Holzstücken, die noch nicht ganz verbrannt waren. Kleine Flammen züngelten auf, wuchsen und leckten an den Kleidern, die zum Trocknen am Rauchfang aufgehängt waren. Sie fingen Feuer. die Flamme ergriff das ausgedörrte Holz des Rauchfangs, ja das Deckengebälk.

Ein beißender Rauch dringt durch die Türritzen in die Nebenräume, die Schläfer erwachen. Die Hausfrau springt nach der Küche; aber die Flamme schlägt ihr entgegen,

sie muß zurück. Alle rennen, nur notdürftig gekleidet, auf die Gasse und schreien „Fürio“. Sie läuten an den Nachbarhäusern, sie poltern mit den Eisenringen an den Haustüren.

Jetzt wird es in den finstern Gassen lebendig, die Nachbarn machen Licht und treten aus den Häusern. Sie hängen die Pechpfanne an den Haken und entzünden das Harz darin, wie die Feuerordnung befiehlt.

Vom Petersturm bläst der Wächter ins Feuerhorn, die Wächter auf den andern Türmen antworten.

Endlich nach langen, bangen Augenblicken kommt die Löschmannschaft gerannt, jeder Mann mit einem ledernen Feuereimer versehen. Aus den nächsten Waschküchen holt man schnell einige Standen herbei; die einen werden nahe an das brennende Haus, die andern an die Limmat hinuntergetragen. Schnell stellen sich dazwischen die alten Männer, die Frauen und Mönche in zwei Linien auf. Zwei Männer schöpfen, so viel sie vermögen, mit dem „Schüeffi“ Wasser aus der Limmat in die Stande hinein, der Nächststehende der einen Reihe füllt die Eimer und gibt sie weiter. Zimmerleute und Dachdecker haben unterdessen die Feuerleiter geholt und an das brennende Haus gestellt. Freilich haben sie zuerst eine Scheiterbeige entfernen müssen, welche ein gedankenloser Nachbar gerade unter dem Vordächlein aufgestellt hat, wo sonst nur Leitern und Feuerhaken hängen dürfen. Die gefüllten Eimer wandern unausgesetzt die Leiter hinauf, die ebenfalls für zwei Reihen Platz hat. Der Oberste wirft den Inhalt, es ist freilich nicht mehr viel, in das Feuer und gibt den leeren Eimer an die zweite Reihe, durch die er wieder zurückwandert. Unterdessen sind die „Flöchner“ in das brennende Haus gestiegen und füllen ihre Rückensäcke mit Kleidern und Wäsche. Die gefüllten Säcke tragen sie

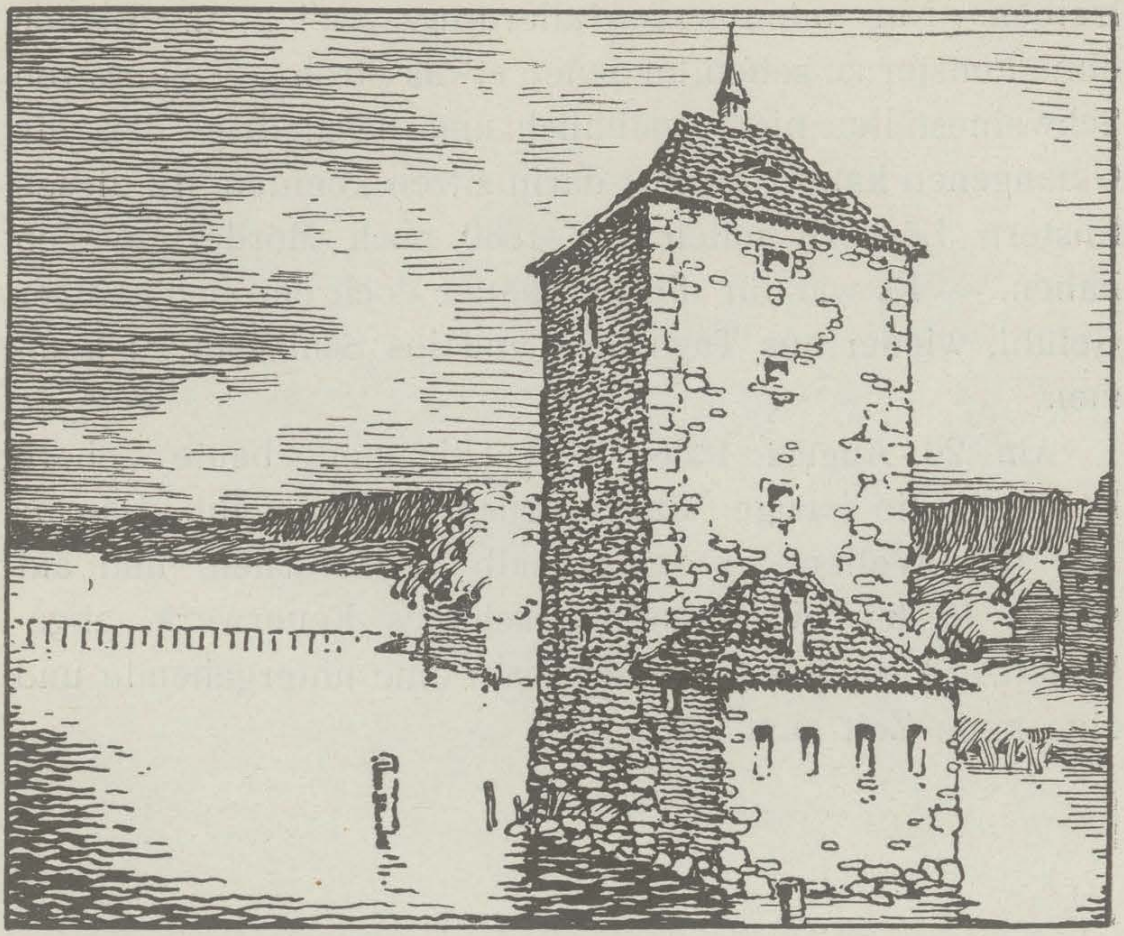
in die nahe Fraumünsterkirche und legen sie dort ab, packen sie aber nicht aus, damit der Hausrat der verschiedenen Familien nicht durcheinander gerät. Zwischen zwei Reihen bewaffneter Männer eilen sie ungestört hin und her.

Das brennende Haus ist fast ganz aus Holz gebaut, die Mauern bestehen nur aus Fachwerk, das dem Feuer ebenfalls Nahrung bietet. Die Männer müssen schließlich einsehen, daß löschen unmöglich ist. Sie holen darum die Feuerhaken herbei und stoßen und zerren die Mauern ein, damit die Nachbarhäuser nicht länger gefährdet sind. Polternd stürzen Balken und Steine in die Glut, eine Funkengarbe steigt in die Luft. Die Nachbarn haben längst ihre Fenster mit nassen Tüchern verhängt und begießen ihre Dächer, damit die Funken, welche zwischen die Ziegel hineingeraten sind, die Dachschindeln nicht entzünden.

Wächter bewachen die gerettete Habe; die Tore bleiben geschlossen. Denn man kann ja nicht wissen, ob Gesindel die allgemeine Verwirrung benutzen will, um zu stehlen. Aus demselben Grunde dürfen die Gastwirte in der Stadt die fremden Uebernächtler während der Feuersbrunst nicht aus dem Hause lassen.

Der Wellenberg.

Nachdem die obere Brücke schon im Bau war, stand immer noch der Wellenberg in der Limmat und versperrte den schönen Blick seeaufwärts und in die Berge. Für die Knaben, die täglich über den alten Steg mußten, wenn sie zum Fraumünster in die Lateinschule gingen, hatte der Turm etwas Geheimnisvolles, besonders als sie im Ge-



schichtsunterricht hörten, daß dort der Bürgermeister Hans Waldmann eingesperrt gewesen sei, und daß man ihn von dort aus zur Hinrichtung vor die Stadt geführt habe.

Bevor der Turm abgebrochen wurde, blieb er noch eine zeitlang den Leuten geöffnet, die ihn gern inwendig besichtigen mochten. Natürlich mußten die Buben auch hinfahren. Für diese war es nun höchst merkwürdig, daß sie in dem Gebäude, wo sie nur enge, dunkle Zellen mit kleinen, vergitterten Fenstern erwartet hatten, auf ganz gewöhnlichen Holztreppen in helle Zimmer mit geweißten Wänden hinaufstiegen. Aus den Fenstern war eine prächtige Aussicht auf den See und die Stadt. An den Wänden fanden sich allerlei Zeichnungen und Aufschriften, die die Insassen in ihren unfreiwilligen Mußestunden dort angebracht hatten, vermutlich, um sich die Langeweile zu ver-

treiben. Nur unten waren allerdings zwei kleine Räume ohne Fenster zu sehen, in denen etwas Stroh lag. Sie waren Schweineställen nicht unähnlich und so niedrig, daß die Gefangenen kaum aufrecht darin sitzen konnten. In diesen finstern Löchern sollen vor 1830 noch Mörder gelegen haben. — Es war für die Beschauer doch ein angenehmes Gefühl, wieder ans Tageslicht und ins Schifflein zu kommen.

Am 20. August 1838 wurde die neugebaute „obere Brücke" (die jetzige Münsterbrücke) eingeweiht. Damals war der Wellenberg schon halb abgebrochen, und auf seinen Resten wurde ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt. So grüßten sich gleichsam eine untergehende und eine neue Zeit zum letztenmal.



IX.

Vom Wetter und allerlei Ereignissen.

Der Brand des Großmünsterturms.

24. August 1763.

Einst besaßen die Türme der Großmünsterkirche hohe Spitzhelme, die mit Holzschindeln gedeckt waren. Ueber den Brand des Glockenturms berichten die Zeitgenossen folgendes:

Das schrecklichste Ungewitter, dessen man sich zu entsinnen vermochte, brach am 24. August 1763 über Zürich und Umgebung aus. Abends sechs Uhr begann ein fürchterlicher Wolkenbruch über Küsnacht und Goldbach; die kleinsten Bäche schwollen zu reißenden Strömen an. Um sieben Uhr dehnte sich das Gewitter über die Stadt aus, es folgte Blitz auf Blitz, so daß der Himmel im Feuer zu stehen schien. Um acht Uhr geschah ein Schlag in das Zollhaus bei der Sihlbrücke und erstickte einen Wächter. Ein zweiter Blitz fuhr in den Kratzturm und durch die Stube des Hochwächters, der mit den Seinen am Tische saß und samt allen unbeschädigt blieb. Ein dritter Strahl fuhr in den Glockenturm des Großmünsters, gerade unterhalb der mit Kupfer überzogenen Helmstange, riß ein Stück der Schindelbedachung weg und schleuderte es in den Hof des Wettingerhauses. Nach einer Viertelstunde nahm jemand eine Flamme wahr; man machte Lärm. Der Wächter fing an, das Feuerhorn zu blasen, das Volk sammelte sich langsam. Der Stadtdachdecker stieg

im Beisein des Spritzenhauptmanns von dem Wächterhäuslein aus innen durch den Helm hinauf, soweit er kommen konnte, und sah anfänglich kein Feuer, da die Schindeln nur außen brannten. Bald griff das Feuer um sich, und obwohl fünf Schlauchspritzen herangebracht wurden, war an keine Rettung zu denken, da der Wasserstrahl nicht höher schlug, als bis zu den Glocken. Die großen wurden mit nassen Ochsenhäuten bedeckt und so gerettet; die kleinen schmolzen in kurzer Zeit. Zwei Handspritzen wurden durch die lange Stiege auf die Empore gebracht, und damit konnte man von unten herauf das Feuer etwas tilgen. Um zehn Uhr fiel die Helmstange samt den zwei Knöpfen und dem Windzeichen auf das Kirchendach herunter und zerschmetterte viele Ziegel. Brennende Schindeln und glühende Holzstücke überschütteten die benachbarten Dächer. Ein brennender Balken stürzte auf das Kirchendach und drohte es zu entzünden, konnte aber vom Karlsturm aus gelöscht werden. Einige wagten sich auf das Kirchendach hinaus und löschten von dort aus. Es währte aber bis morgens vier Uhr, bis das Feuer genugsam gedämpft war und die Mannschaft entlassen werden konnte. Vier Spritzen blieben noch bis am Dienstag morgen. Das Kupferblech an den Helmen der Ecktürmchen mußte abgedeckt werden, damit das mottende Holz gelöscht werden konnte. Bei diesem Brande zeichnete sich durch mutige Entschlossenheit aus der Kupferschmied und Spritzenmacher Heinrich Wirz.



Wie der Geißturm zerstört wurde.

10. Juni 1652.

An der Ecke des Großmünsterschulhauses liegt ein Stein, in welchem folgende Inschrift eingehauen ist: 10. Juni 1652, 34 Ztr. Dieser Stein gehörte einst zum Geißturm, welcher in der Stadtmauer, zwischen Oberdorf- und Lindentor stand. Der Turm war 35 m hoch und mit einem pyramydenförmigen Dach gedeckt. Unter diesem und auf dem obersten Boden wurden etwa 400 Ztr. Pulver für die Kanonen aufbewahrt.

Donnerstag, den 10. Juni 1652, abends sechs Uhr, zog ein drohendes Gewitter am Himmel auf. Ein Blitzstrahl schlug in den Geißturm und entzündete den Pulvervorrat. Augenblicklich wurde der Turm mit so furchtbarer Gewalt zersprengt, daß die größten Steine über die ganze Stadt, ja sogar über den See bis nach Wollishofen geschleudert wurden. Eine Masse von Steinen fiel in der Umgegend der Großmünsterkirche nieder; ein hundertpfündiger fiel in das Zunfthaus zur „Waag", einer auf die Brücke beim „Schwert", ein dritter in die Wasserkirche. Einige durchschlugen ein Fenster der Fraumünsterkirche und zertrümmerten die Bänke. Die Häuser auf Dorf, in der Neustadt und in Stadelhofen sahen aus, wie wenn sie von Kanonenkugeln durchlöchert wären; die Reben am Geißberg waren verwüstet.

Der Geißturm war vollständig verschwunden, die Ringmauer auf eine Strecke von mehr als 100 m umgeworfen. Der Schaden an Gebäuden betrug Hunderttausende von Franken.

Sieben Menschen verloren durch herabfallende Steine das Leben, darunter der Nadlermeister Rudolf Emd, der

an der Wühre seinen Laden schloß. Viele wurden schwer verletzt.

Auf wunderbare Weise wurden mehrere Menschen vom Tode errettet: Ein Kindlein blieb in seiner Wiege unbeschädigt, während diese ganz in Trümmer geschlagen wurde. Zwei Kinder, die in einer Badgelte saßen, wurden von mächtigen Blöcken gleichsam ummauert. Einem lernenden Knaben wurde der Tisch vor den Augen zerschmettert, ihn selbst warf der Luftdruck in das nebenstehende Bett. — Am Sonntag nach dem Unglück fand in der Großmünsterkirche eine Sammlung für die Betroffenen statt.

Das Erdbeben.

Eines Tages im Dezember sind die Schüler in der Klasse von Heinrich Pestalozzi gerade aufgestanden, ein Weihnachtslied zu üben, als es einen Erdstoß gibt, wie wenn Pferde einen Wagen anzögen, auf dem die Schüler ständen. Sie hören in derselben Sekunde auf zu singen und halten sich an den Bänken fest; dann ist der Lehrer der erste, der sich auf die Gefahr besinnt. Mit langen Beinen springt er zur Tür, die Geige und den Bogen noch in den Händen; aber ehe er dort ist, drängen sich ihm schon die nächsten Knaben vor. Draußen quillt die Schreckensflucht aus den andern Räumen ebenso zur Treppe; und ist es zuerst totenstill gewesen, so erhebt sich nun das Geschrei, erst derer, die hinfallen und getreten werden; dann der andern, die davon angesteckt die letzte Besinnung verlieren. Es war nur noch eine Herde, dahinein die Todesfurcht gefahren ist.

Auch Heinrich Pestalozzi ist wie die andern von der Besessenheit gepackt worden und hat Arme und Beine gebraucht, sich in dem Strudel oben zu halten. Als er unten auf dem Hofe steht, liegen Stücke von Dachziegeln in dem schwärzlichen Schnee und die Nachzügler kommen, die von den andern überrannt worden sind und teilweise bluten. Einer liegt leichenblaß seitwärts allein, weil er aus dem Fenster gesprungen ist und einen Fuß gebrochen hat. Die meisten drängen auf die Gasse hinaus, wo die Bürger unterdessen aus den Werkstätten gelaufen sind und in den Himmel starren, der unentwegt über dem Erdbeben steht. Die Schüler, welche noch dableiben, möchten gern ihre Bücher und Hüte herunterholen; aber keiner wagt sich hinein, obwohl nach der ersten Erschütterung, die gleich einem langen Gerolle von unterirdischen Wagen gewesen ist, nichts mehr geschieht. Der Widerspruch zwischen dieser lächerlichen Flucht und den alten Geschichten von Helden, welche sie täglich in der Schule hören, macht Heinrichs Knabenherz trotzig, und er will den andern ein Beispiel von Tapferkeit geben. Während einige Bürger in den Schulhof gekommen sind und den Jungen mit dem zerbrochenen Fuß aufheben, geht er in das verlassene Schulhaus zurück. Obwohl es unheimlich ist auf der leeren Treppe und oben im Gang, wo alle Türen offen stehen, kommt er bis an das Klassenzimmer und holt seine Sachen heraus. Auch einigen andern bringt er mit, was er rasch ergreifen kann; und nachher bezwingt er seine Furcht, daß er die Treppe nicht hinunterspringt, sondern Schritt für Schritt die Stufen nimmt und triumphierend zu den Wenigen hinaustritt, die noch da sind.

Als er nachher heimkommt in die Stube, ist der Johann Baptist, sein Bruder, schon längst dabei, dem Schwester-

chen Bärbel das Abenteuer zu erzählen, indessen Babeli, das Dienstmädchen, verzweifelt durchs Fenster sieht und ihn scheltend empfängt, daß er so spät käme.

Eisgang der Sihl, 22. Februar 1802.

Im Januar 1802 schneite es viel; auch war die Kälte so anhaltend, daß der Zürichsee von oben her bis nach Richterswil zufror. Im Hornung dauerte die Kälte an, und die Eisdecke dehnte sich bis Küsnacht aus. Aber gegen das Ende folgte Regen und stürmisches Wetter, so daß Schnee und Eis weichen mußten. Da der Sihlfluß ebenfalls stark zugefroren war, ereignete sich in der Nacht vom 22. auf den 23. Februar, in dreimalen, ein gewaltiger Eisgang. Die Eisstücke schoben und türmten sich unterhalb der Sihlbrücke zu immer wachsenden Bergen, welche bereits die Ufer überragten. Endlich brachen die Eismassen unter fürchterlichem Tosen und Krachen gegen das Ufer hin zusammen, die nachfolgende Strömung des angeschwollenen Flusses wälzte sie über die Gärten und Anlagen am Platzspitz bis zur Limmat hinüber. Der wütende Waldstrom trieb tausend und abertausend Eisschollen vor sich her; alle Gärten wurden mit Schlamm und Eisstücken bedeckt. Das Wasser riß die Uferdämme weg und fraß in den Straßen und Wegen tiefe Löcher aus. Unterhalb des „langen Steges", wo die Eis- und Wassermassen in die Limmat stürzten, nachdem sie den ganzen Platz überschwemmt hatten, unterspülten sie die alten Linden, so daß die Wurzeln hervorragten. Die Gegend glich einer Wüste, und noch lange nachher sah man mächtige Mauern von Eis zu beiden Seiten der Sihl.

Von seltsamen Jahrgängen.

1343 war das Wasser in Zürich so groß, daß es das Haus zum „Schwert" samt drei Mühlen wegnahm. Die Last staute sich an der Brücke beim Hardturm und riß sie weg. Das Wasser floß in der Stadt über die beiden Brücken, die man mit Steinen und Trottbäumen beschweren mußte. Man fuhr mit Schiffen beim Fraumünster zur Kirche, und ein großes, schiffbares Wasser floß hinter der „kleinen Stadt" den Graben hinunter. Man erzählt, die Schiffe seien sogar am „Elsaßer" oben in der Marktgasse, und auf dem Weinplatz angebunden worden.

1540 war der sogenannte „heiße Sommer". Vom letzten Hornung war es warm bis zum 17. Herbstmonat. Es regnete während dieser Zeit nur sechsmal; der Regen dauerte aber niemals einen halben Tag oder eine halbe Nacht. Glücklicherweise gab es häufig starken Tau. Wiesen und Wälder verdorrten vor Hitze und wurden gelb. An den Rebstöcken trockneten die Trauben ein. Der Boden spaltete sich stellenweise so stark, daß man, auf der Erde sitzend, die Füße in die Spalten hängen konnte. Die Limmat floß als ein schmales Wasser durch die Stadt; um den Wellenberg konnte man trockenen Fußes gehen. Brunnen, Bäche und Waldwasser trockneten ein. Es war überall große Klage über Mangel an Wasser, man führte dasselbe meilenweit in Fässern herbei. Pfarrer Heinrich Bullinger, der dies alles aus der Erinnerung aufzeichnete, erzählt, daß er Ende Mai reife Kirschen gegessen habe; Hirse und Gerste, die desselben Jahres gewachsen, habe man schon am 18. Juni auf den Markt gebracht. Süße Trauben aß er anfangs Heumonat, Most trank er in den ersten Tagen des August. Der Wein hieß der „Unge-

karstete", weil die Reben nicht gehackt wurden; man führte ihn bis nach München, so berühmt war er.

1740. Unterhalb der „niederen" Brücke, nahe dem Schlachthaus (heute Museum) kam bei kleinem Wasserstande der Limmat zu wiederholten malen eine breite Felsplatte zum Vorschein, so auch wieder 1740. Zum Andenken an dieses seltene Ereignis verrichteten etliche Handwerksleute abwechselnd ihre Arbeit darauf: die Tischmacher verfertigten einen „Totenbaum", die Metzger schindeten ein Kalb, die Schuhmacher, Schmiede, Schriftgießer, Buchdrucker, Kürschner, Kübler, Steinmetzen und Wollenkämbler arbeiteten da je einen Tag lang. Die Studenten hielten darauf eine Musik. Das geschah alles im Hornung. In dem Fasse, das die Küfer herstellten, konnte man zugleich weißen und roten Wein aufbewahren. Auf dem Boden stand nebst der Jahrzahl MDCCXL der Reim eingeschnitten:

Das Fas war gemacht im Limetflus auf einem Stein
Da sehen zu groß und klein.

Dieser Stein wurde im Jenner 1823 zur Erleichterung der Schiffahrt größtenteils beseitigt. Der Rest kam 1880 zum Vorschein, als man beim Umbau der Gemüse-Brücke neben der Fleischhalle das Bett der Limmat vertiefte. Im Frühjahr 1881 wurde er mit Dynamit gesprengt.

Die Seegefrörne 1891.

a) Ich stand auf der Hafenmauer und schaute über die frischgefrorene Fläche des Sees. Starr lag sie da; nur die Seevögel flogen kreischend darüber hin. Wahrscheinlich suchten sie eine offene Stelle im Wasser. Gestern hatten

die Dampfschiffe aufgehört zu fahren, die Fahrrinne hatte sich über Nacht mit Eis bedeckt. Ich warf einen Stein hinaus, er kollerte mit einem eigentümlichen Ton darüber. Ich schmiß einen schwereren, er blieb stecken, und es gab Strahlen wie auf einer getroffenen Fensterscheibe. Die Warnung: Noch ein paar Tage Geduld, war also nicht ohne Grund gewesen.

Es gab kalte, mondhelle Nächte. Als ich eines Morgens das Haus verließ, klebte die Hand ein wenig an der Türfalle. In der Schule hieß es: Jetzt trägt der See. Wir waren kaum mehr zu halten. Der Schulsack flog in die Ecke, ich stürmte an das Ufer hinunter. Kaum nahm ich mir recht Zeit, die Schrauben der Schlittschuhe anzuziehen, ich glitt und war glücklich. Es war ein eigenes Gefühl, als ich das sichere Ufer verließ und über die wachsende Tiefe dahinschoß, die ich sonst nur aus dem Schiffchen betrachten konnte. Das Eis war so klar wie Glas, jedes Steinchen, jedes Pflänzchen am Grunde war zu sehen. Die Fische fuhren erschrocken auseinander; es mochte für sie ein ungewohnter Anblick sein, daß ein Mensch auf dem Wasser lief. Welch ein Vergnügen, auf Entdeckungen ausgehen zu dürfen! Ich glitt durch das Schilf, dessen Halme sich rauschend auseinanderbogen. Ich fuhr an einem Garten vorbei; verlassen lag er da, verlassen stand auch das zierliche Badehäuschen. Untätig hing das Ruderschiffchen daneben unter dem schützenden Dach. Um die Stelle, wo der Bach einmündete, machte ich einen großen Bogen; dort sei das Eis unsicher, hatte man uns gesagt, weil der Bach wärmeres Wasser daherbringe. Ich kroch unter dem Dampfschiffsteg durch und schlüpfte zwischen den dicken Pfählen hin und her. „Der ist jetzt auch unnütz geworden," dachte ich.

Die Seefläche begann sich zu beleben. Man schrie sich von weitem zu. Das war nun freilich etwas anderes, als unser enges Eisfeld, da stieß keiner an den andern. Weite, weite Flächen unberührten, spiegelglatten Eises, wohin man sah!

Ans andere Ufer, hieß es jetzt. Unter unsern Füßen war schwarze unergründliche Tiefe. Ob das Eis wohl alle trug? Der Gedanke war nicht gerade angenehm, aber man gewöhnte sich an das Krachen. Wir flogen ungehemmt dahin. Die Häuser und Bäume drüben wurden mit jeder Minute größer, deutlicher. Wir sahen zurück. Wie klein alles geworden war, unsere Pappeln, unsere Hafenmauer. Fremde Gesichter begegneten uns, wir setzten den Fuß auf fremdes Land.

Wo waren denn die Dampfschiffe hingekommen? Dort lagen sie in der Werft, eins neben dem andern, eingefroren. Sie hatten auf einmal, von heute auf morgen, „Ferien" bekommen. Die roten Schaufelräder standen still, die Schaufeln waren am Rande arg zerfetzt vom Kampf mit den Eisplatten. Gerne wäre ich die kleine Treppe hinaufgestiegen, um in die Maschine hineinzugucken; aber droben stapfte ein Matrose herum. Er schaute mißtrauisch über das Geländer, es war nicht geheuer.

Wir fuhren gegen die Stadt hinein, dort war der See noch merkwürdig still und leer. Man winkte uns erregt vom Ufer aus, wir verstanden und fuhren zurück.



Die Sonne war hinter dem Uetliberg verschwunden, leichte Nebel legten sich auf den See und verschleierten das Ufer. Die Mondscheibe stand blaß am Himmel, es gab keine dunkle Nacht, das beruhigte uns.

Jetzt war die Reihe zu fahren an den Großen, die tagsüber an die Arbeit gebunden waren. An einem stillen Plätzchen entdeckten wir denn auch unsern Lehrer, er stand richtig auf Schlittschuhen und lernte. Er stammte eben aus einer Gegend, wo er dazu keine Gelegenheit gehabt. Das war nun endlich eine Kunst, die wir besser verstanden als er. Wir mußten aber, weil müde, ans Heimgehen denken.

b) Es gab ängstliche Gemüter, die immer noch an der Tragkraft der Eisdecke zweifelten, nachdem schon die halbe Stadt darauf herumgerutscht war. Um sie zu beruhigen, ließ man nahe am Rande eine Eisplatte aussägen und legte sie auf zwei Böcken beim Eingang zur Schau. Sie war 23 cm dick und ließ deutlich drei Gefrierzeiten erkennen. Die erste, etwa 15 cm dicke Schicht war klar und hellgrün; darauf folgten zwei Lagen, welche schmutziggrau und undurchsichtig waren. Sie waren in jenen Tagen entstanden, als es zweimal nacheinander taute, schneite und wieder gefror. Fünf Tage später, am 17. Februar, nahm man eine neue Platte heraus; sie wies eine Dicke von 27 cm auf, die fünf kalten Nächte hatten diese Zunahme bewirkt. Die Schaustücke waren immer von einer Schar Neugieriger umlagert. —

c) Besser traute dem Eise der Fuhrhalter Stiefel in Zollikon. Montag den 16. Februar belud er drei Schlitten mit je einer Tanne von 80 cm Durchmesser und bespannte jeden mit zwei Pferden. Er fuhr mit den Stämmen über den See nach Horgen und kam abends 7 Uhr wohlbehalten wieder nach Zollikon zurück. Am folgenden Tag wiederholte er das Wagnis mit einer schweren Weißtanne von 150 cm Stärke, welche von vier Pferden geschleppt wurde.



Ein Nebelmeer.

Hans kam hereingestürzt. „Vater!“ rief er hastig, „der rote Zeddel „Uetliberg hell“ ist wieder aufgehängt. Wollen wir jetzt gehen? Du hast es uns ja versprochen?“ „Meinetwegen, heute nachmittag, aber zu Fuß, wohlverstanden?“

Es war ein Tag in den Winterferien. Nebel lag auf der Stadt, der Wärmemesser zeigte 4 ° unter Null.

Nach dem Essen machte sich der Vater mit den Kindern auf die Straße. Alle waren wohlverhüllt in dicke Mäntel und Kappen. „Schau, Vater, jenes Pferd! es hat einen weißen Bart, wie du,“ sagte die kleine Frieda und lachte. Dampfend stieg der Atem in die Luft.

Ein Straßenbahnwagen fuhr daher, er zog eine Wolke von Staub hinter sich, der nach Kot und Asphalt roch. In den Schalen lagen die Reste des letzten Schnees, aber sie waren schmutzig und hart gefroren. Hans versuchte darauf zu glitschen.

Sie kamen an den See. Die Wasserfläche lag kalt und grau da, die Anlagebänke waren verlassen. Nur die Möven tummelten sich kreischend in der Luft vor einem einsamen Spaziergänger, der ihnen Brot zuwarf. Draußen schaukelten leise die Segelschiffe, als träumten sie vom schönen Sommer, von weißen Segeln und fröhlichen Menschen, die sie über blaue Wellen getragen. Aber ihre Masten standen kahl, sie selber lagen unter einer Hülle wohlverwahrt.

Bald war man außerhalb der Häuser und Straßen. Winterliche Wiesen dehnten sich vor den staunenden Augen aus; das war nun wirklicher, weißer Schnee. Hans versuchte einen Schneeball zu formen; umsonst, der Schnee war pulverig. Sie traten in den Wald. Leise hatte die Winternacht den Rauhreif an die Zweige gesetzt. Ein

Wurf, ein Stoß an den Stamm genügte, das feine Gewebe zu zerstören. Unaufhörlich rieselte es auf die Kleider, so daß sie aussahen, wie mit Zucker bestreut.

Der Weg begann zu steigen, die Treppen und Wegbiegungen wurden zahlreicher. Ueber den Wanderern lichtete sich der Nebel und wurde bläulich. „Die Sonne!" rief plötzlich Hans und zeigte auf die Tannenstämme in der Höhe, worauf ein blasser Schein lag.

Endlich waren sie auf dem Grat, wo die Wege sich vereinigten. Der Nebel lag jetzt unter ihnen, dunkelblau wölbte sich der Himmel. Die Sonne schien warm auf die Schindelwand des Gasthauses zum Staffel. Die Mäntel öffneten sich, die Backen waren rot und heiß, Kälte, Nebel und Staub vergessen.

„Sieh dort oben der Turm, er wimmelt von Menschen," sagte der Vater und zeigte auf die Höhe. Scharf hob sich das schlanke Eisenwerk vom blauen Himmel ab. Rasch stiegen die Drei das „Leiterli" hinauf. Hastig drückten sie sich durch die Menge der Uetlibergbesucher an das Geländer, wo sie sonst auf das Häusermeer der Stadt und den See blicken konnten. Nichts von alledem!

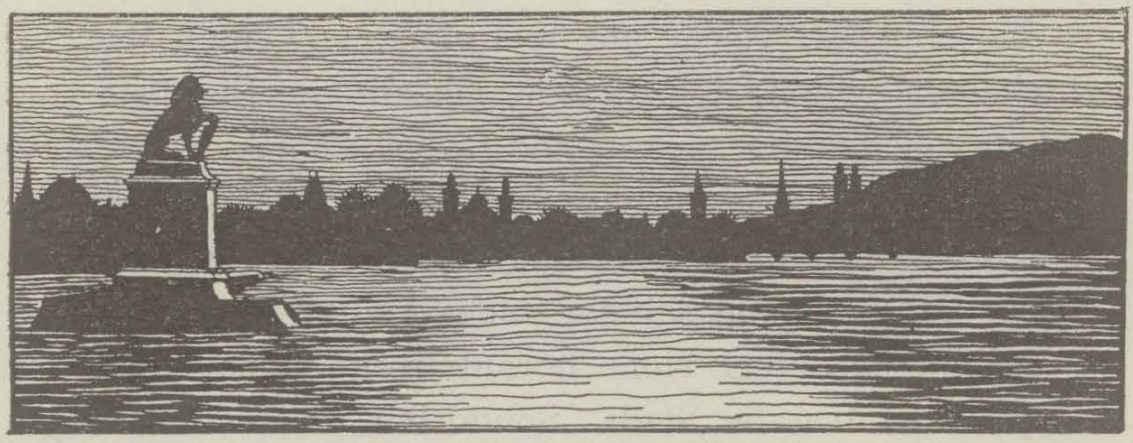
Da lag es nun, ruhig und weich, das Nebelmeer. „Wie Watte," meinte die kleine Frieda, „ich möchte mich gleich hineinfallen lassen." „Sieh, Vater, da drüben, wie eine Insel," sagte Hans, und zeigte auf die dunkle Waldkrone des Zürichbergs, welche auf dem blendendweißen Meer zu schwimmen schien. „Jetzt kann ich mir die Eiswüste vorstellen, welche einst unser Land bedeckt haben soll." „So mag sie ungefähr ausgesehen haben, nur nicht so sauber, wenn du an die zahllosen Felsen und Steintrümmer denkst, die der Gletscher auf seinem Rücken trug."

Horch! aus der Tiefe herauf rollte und dröhnte es dumpf: der Lärm der Stadt. „Sonderbar, zu denken," sagte

der Vater, „daß jetzt unter dieser Decke tausende von Menschen in Kälte und Staub dahinhasten, während wir uns des warmen Sonnenscheins und der reinsten Luft erfreuen dürfen."

Aber das schönste blieb ihnen noch zu sehen, als sie sich nach Süden wandten: die lange Reihe der Schneeberge. Ihr Fuß schien aus dem endlosen Meer zu tauchen, scharf zeichneten sich die Zacken, Hörner und Gräte vom Himmel ab, den kein Wölklein trübte. „Wer die alle kennte!" seufzte Hans, der unwillkürlich an die Schule denken mußte. Jetzt hätte er zum Lernen keine Lust gehabt.

Die Sonne neigte sich gegen Westen; die fernen Berge wurden blau; die Kinder hüllten sich fröstelnd in ihre Mäntel. Der Platz war beinahe still und leer geworden. „Wir müssen uns beeilen, wenn wir noch vor Nacht unten sein wollen," drängte der Vater. „Schon jetzt?" Die Kinder dachten plötzlich wieder an die lärmenden, staubigen Straßen der Stadt. Der Himmel mahnte, er färbte sich rötlich vom Scheine der untergegangenen Sonne.



X.

Unsere Stadt in Kriegsnot.

Die Hochwachten.

a) Auf einem Spaziergang zeigte der Vater den Kindern eine kleine viereckige Schanze mit einem Graben. Sie lag auf einem erhöhten Punkte des Zürichberges, nahe beim Friedhof Fluntern. Hier stand vor etwa 100 Jahren noch das Wachthaus, ein kleines Gebäude, in welchem sich der Hochwächter aufhielt. Von hier aus sah er auf den Uetliberg, den Schnabel, den Zimmerberg, den Schauenberg, den Tannenberg und die Kyburg, wo ebenfalls Wachthäuschen standen. Der Rat wählte vier Hochwachtmeister, zwei von Fluntern, einen von Hottingen und einen von Dübendorf. Sie besorgten abwechselnd den Wachtdienst und hielten in Kriegszeiten jede Stunde Umschau.

Sah der Hochwächter in der Ferne Rauch oder Feuer von einer Bergspitze aufsteigen, so eilte er zu der Richtscheibe, welche neben dem Wachthaus aufgestellt war. Auf dieser waren alle ringsum sichtbaren Hochwachten aufgezeichnet; der Wächter brauchte bloß den drehbaren Zeiger auf das ferne Zeichen zu richten, so wußte er schon, wo es galt. Kein anderes Feuer konnte ihn irreführen.

Rasch entzündete er den bereitliegenden Holzstoß und feuerte zwei Böllerschüsse ab. Der gewaltige Rauch machte die Leute in der Stadt und den umliegenden Dörfern auf ein herannahendes fremdes Kriegsheer aufmerksam, und die Sturmglocken riefen die waffenfähige Mannschaft auf ihre Sammelplätze. —

Für nächtliche Zeichen hatte der Wächter eine Pechpfanne, die eine weithin sichtbare Flamme gab. Den Wächtern wurden ihre Pflichten jederzeit scharf vor Augen gehalten; so hieß es: Die Wächter sollen den Wachtmeistern jeden Gehorsam erzeigen. Sowohl die Wachtmeister als die Wächter sollen sich nüchtern und ehrbar verhalten, das Feuer wohl versorgen, mit dem „Tabaktrinken" bescheidentlich umgehen; keine Stichel- und Zankreden, noch unehrbares Geschwätz treiben; alles Spielens sich enthalten; bei Auf- und Abführen der Wachten sich still verhalten und geraden Weges fortgehen; niemanden an Häusern, Gütern oder auf andere Weise schädigen.

Im Jahr 1815 beschloß der Rat, den Wachtdienst abzuschaffen; das Häuschen wurde später abgetragen, nachdem es mehrmals böswillig beschädigt worden war.

Die erste Schlacht bei Zürich, und der Rückzug der Franzosen aus der Stadt. 2.—6. Juni 1799.

Der Zürcher Oberst und Schanzenherr Jakob Christoph Reinacher beschreibt seine Erlebnisse wie folgt:

Sonntags den 2. Juni 1799 abends ertönte plötzlich grobes Geschütz, ich eilte auf die „Promenade" und sah deutlich die Oesterreicher bei Wytikon; die Franzosen antworteten vom „Burghölzli", dessen Abhänge befestigt waren. Mit Sonnenuntergang wurde es still.

Den 3. Juni, morgens 6 Uhr, begann das Geschützfeuer von mehreren Seiten her; dessenungeachtet gingen unsere

Leute zum Frühstück in ihre Quartiere. Einige Soldaten spielten im Schützenhaus den ganzen Morgen Billard. Als aber plötzlich ein furchtbarer Rauch zu sehen war, kam der Wirt Ziegler ins Zimmer und riß den Spielern die Stöcke aus den Händen mit den Worten: „Ihr Strahlhunde braucht nicht zu spielen, wenn es in der Stadt brennt!“ Es kam aber bald die Nachricht, die „Kaiserlichen“ hätten ein Haus im Riesbach in Brand geschossen. Nachmittags kam wieder ein Geschrei, es seien Oesterreicher bei der Stadelhofer Mühle eingedrungen; nachher bestätigte es sich, daß ein Korporal mit vier Mann durch die unbewachte „Holzschanze“ gekommen, daselbst aber gefangen worden sei. Abends kamen zwei unserer Offiziere, der eine mit einem österreichischen Degen. Sie sagten, die Oesterreicher seien bis Zollikon zurückgetrieben worden und hätten viele Leute verloren. Montag nachts wurde ich abgelöst und durfte heimgehen, schlief aber sehr wenig, sondern war beschäftigt, unsere besten Sachen einzupacken; da man nicht wissen konnte, was geschehen werde.

Montags und Dienstags waren die Straßen nie leer von Verwundeten, die auf alle erdenklichen Arten abgeführt wurden. Die Waisenhaus- und die Predigerkirche waren ganz angefüllt mit solchen armen Teufeln.

Der französische General Massena wartete indessen den neuen Angriff der Oesterreicher nicht ab. Den 6. Juni morgens acht Uhr wurde mit der Trommel jeder Soldat, Schweizer oder Franke, bei Lebensstrafe auf seinen Posten gerufen. Ich mußte ins Zeughaus „in Gassen“, um ausräumen zu helfen, wobei sich zu meinem Aerger die fremden Soldaten eine Menge Stutzer aneigneten. Der General Haas befahl mir, Bespannung für drei Wagen mitzunehmen, die besten Mörserwagen im „Schienhutschopf“ auszusuchen, dann im Spitzbollwerk die dort aufgepflanzten Mörser auf-

zuladen und auf dem „Feldhof“ zur Abreise bereit zu halten. Da mir nicht sehr daran gelegen war, daß diese Mörser von Zürich weggeführt wurden, so wählte ich diejenigen Wagen aus, die mir am wurmstichigsten schienen.

Während ich die Mörser im Spitzbollwerk auflud, kamen französische Kanoniere, um die aufgestellten Kanonen zu vernageln. Sie hatten aber nur gewöhnliche Bodennägel, die sich oben umlegten und später leicht ausgezogen werden konnten.

Mit Mühe hatte ich zehn meiner Leute zur Beihilfe finden können; wahrscheinlich hatte den andern das Wollishofer Pförtchen, das nur von Bürgerwachen besetzt war, zum „Ausflug“ nachhause gedient. Als der erste beladene Wagen um die Ecke fahren wollte, brachen, wie ich vorausgesehen hatte, beide Achsen auf einmal. Dies und die Bemerkung, die Franzosen räumen die Stadt, bewog mehrere meiner Kanoniere, vom Wagen weg davonzulaufen.

Ich machte von dem Zerbrechen des Wagens und der dadurch versperrten Straße dem General Haas Bericht; er befahl mir, einen starken Wagen im Oetenbach zu holen. Ich benutzte diesen Befehl, um meinen franzosenfreundlichen Feldweibel Suter, der mich stets beaufsichtigte, mit drei Genossen dorthin zu schicken. Dann ging ich zu General Haas, der etwas an seinem Reisewagen ordnete und sagte zu ihm: „Nun sind meine Leute alle fort, ich habe hier nichts mehr zu tun. Adiö, Herr General, ich wünsche Ihnen Glück auf die Reise!“ „Was? was? Halt, halt!“ hörte ich ihn noch rufen, wartete aber seine Bemerkungen nicht mehr ab, sondern eilte zu meinem Freund Voegeli zu St. Anna, entlehnte einen grauen Ueberrock, vertauschte den Säbel mit einem Zollstock, den „Nebelspalter“ mit einem runden Hut, nahm einen Schirm und kam unerkannt neben welschen Artilleristen, die nicht

eben in schönster Ordnung die Augustinergasse herabkamen, vorbei nachhause. (Reinacher wohnte im Neumarkt.)

Diesem Abend folgte eine bange Nacht, während welcher eine Abteilung Franzosen nach der andern durchmarschierte. — — —

Am andern Morgen wurden die Porten, deren Schlüssel die Franzosen abgenommen und ins Wasser geworfen hatten, durch Schmiede und Schlosser aufgebrochen, und schnell öffneten sich alle Fenster, als eine Schwadron österreichischer Dragoner als Vorhut einzog und alle 50 Schritte eine Schildwache rechts oder links stehen ließ. Ihnen folgten mehrere Bataillone Infanterie mit Artillerie. Die Offiziere grüßten fleißig, besonders die Frauenzimmer.

Die Russen sind da.

Anfang September 1799 zogen die Oesterreicher von Zürich ab, und die Russen erschienen, um die Stadt zu behüten.

Schon am 18. August hatten 9000 Mann in Seebach ihr Lager aufgeschlagen; ihr General, Korsakow, hatte sein Quartier in der „Krone“ beim Neumarkttor (heute Rechberg).

Die Städter wanderten in Scharen hinaus, die fremden Gäste zu sehen. Einen hübschen Anblick boten die vielen prächtigen Zelte der Offiziere; die Kosaken bauten jeder für sich ein eigenes Laubhüttchen, das er mit seinen Heiligen verzierte. An diesen Hüttchen hatten freilich die Zuschauer mehr Freude, als die Eigentümer des verwüsteten Waldes im „Käferholz“.

Die Russen erhielten nur einen elenden Sold von zwei

Kreuzern täglich und schimmliges Brot, das eher aussah wie Torf. Dafür stahlen sie ungescheut am hellen Tage, was auf den Feldern wuchs, gruben Rüben und Kartoffeln aus und aßen alles ungekocht und unreif. Mit ihren Lanzen schlugen sie die Früchte samt den Aesten von den Bäumen und verschlangen die Nüsse mit den grünen Hülsen und Schalen. Selbst Kerzen, Unschlitt und Seife verschmähten sie nicht. Als russische Offiziere, die im Beckenhof eingedrungen waren, Lampenöl und Essig auf dem Ofen entdeckten, gossen sie beides zusammen und verschluckten das Zeug mit Behagen.

Wenn die Kosaken auf ihren kleinen struppigen Pferden durch die Gassen ritten, riefen sie: Brut! Brut! an die Häuser hinauf, und manches Stück wurde ihnen an die emporgehobenen Lanzen gesteckt. Mit überraschender Schnelligkeit ritten sie unter den Bögen durch und die Münstertreppe auf und ab.



Was Reinacher über seine Erlebnisse beim Abzug der Russen erzählt.

1799.

Am 25. September, morgens früh, begann der Angriff wieder von allen Seiten, am heftigsten vom Beckenhof zur Niederdorfporte. Oberst Paravicini hatte von dem französischen General Massena zwei Stunden Zeit erhalten, mit den Russen die Stadt zu räumen. Etwa um 9 Uhr sah ich ihn durch den Neumarkt nach der Kronenporte springen. Bald nachher eilten in völliger Auflösung Truppen aller Waffen nach. Wahrscheinlich wurden diejenigen, welche die Niederdorfporte verteidigten, von dem Rückzug nicht benachrichtigt. Diese kämpften noch, während französische Truppen, von der Sihlporte her in die Stadt eindringend, ihnen in den Rücken kamen. Viele wollten sich durch ein enges Gäßchen retten, gerieten aber in einen Sack. Andere entkamen durch die Reben auf der „Mauer" und sprangen über die Schanzen in den Hauptgraben. Die meisten wurden auf dem Hirschengraben verfolgt, wobei Schüsse auch in unsere Dächer fielen. Bald kamen französische Reiter angesprengt, russische Soldaten feuerten im Neumarkt noch auf sie; sogar als ein Bataillon Franzosen mit Trommelschlag vorrückte, schossen noch drei Russen ihre Gewehre ab. Bald lag die Gasse voll Grenadiermützen, Hüte, Gewehre, Patrontaschen; dazwischen lagen leicht und schwer Verwundete.

Während dieser Vorgänge hatte ich natürlich den Laden sorgfältig verschlossen. Allein ein „guter" Nachbar wies einen ältlichen französischen Offizier, der durchaus Tabak haben wollte, zu uns. Da es einen Augenblick ruhig war, öffnete ich einen Fensterladen halb und gab ihm schnell

das Verlangte. Er gab mir einen Taler. Da ich aber wieder Marschschläge hörte, wollte ich ihm das Geld wieder zurückgeben; allein er bestand darauf, den Tabak zu bezahlen. Ich mußte daher herausgeben. Während dessen war das Bataillon herangekommen. Die Soldaten, den etwas geöffneten Laden erblickend, drängten herzu. Jeder, der zur Oeffnung gelangte, hatte dies und das zu verlangen. Ich gab soviel ich konnte und klopfte denen, welche den Riegel aufmachen wollten, mit dem Ellstecken auf die Finger.

Mittlerweile ritt der General Massena an der Spitze der „Guiden" vorbei und verjagte selber den größten Teil der Dränger. Doch blieben noch einige, besonders ein unverschämter Elsäßer Husar. Da wurde er plötzlich von einem Karabinier zurückgestoßen, welcher mir leise sagte: „Schließen Sie schnell Ihren Laden," indem er den Kerl rückwärts drängte. Ich schloß so schnell als möglich und eilte durch die innere Türe aus dem Laden in den Hausgang. Da donnerte es von Kolbenstößen an die Haustüre. Eben als ich durch die Treppe hinauf in die Wohnung gehen wollte, schoß einer (wahrscheinlich der Elsäßer!) durch das kleine Fensterchen in der Haustüre, so daß mir die Kugel hart am Kopf vorbeifuhr.

Vom obern Gangfenster aus sah ich den Karabinier, der mich erlöst hatte, auf der Bank vor der Weinschenke, unserem Haus gegenüber, sitzen. Ich winkte ihm, herüberzukommen, und öffnete ihm die Haustüre, die er schnell von innen wieder verschloß. Während ich ihn mit Speise und Trank versorgte, sagte er mir, er habe mich gleich erkannt. Ich sei der Offizier, mit dem er in Rheinau einmal Runde gemacht und der ihm und seinen Kameraden eine Flasche Wein bezahlt habe. — So lohnt sich oft ein kleiner Freundschaftsdienst reichlich.

Der unglückliche Lavater.

Johann Kaspar Lavater war Pfarrer am St. Peter. Er wurde am 26. September 1799 nachmittags durch die Kugel eines Franzosen verwundet. Diesen unglücklichen Vorfall erzählte er drei Tage nachher seinem Retter Heinrich Hegetschweiler, damit er es niederschreibe:

„Nachdem die Franken Donnerstag um den Mittag als Besieger der Russen in Zürich eingezogen waren, verteilten sich die einzelnen Soldaten hierhin und dorthin. Zwei kamen unter andern auf den Platz vor der Peterskirche und riefen gegen ein Haus, wo ein paar furchtsame Frauenspersonen wohnten, in deutscher Sprache: „Wein, Wein! Hier ist ja ein Wirtshaus!“ Jemand sagte: „Hier ist kein Wirtshaus.“ — „So ist doch Wein hier!“ riefen sie zürnend und wollten mit dem Kolben ihrer Gewehre die Türe einsprengen. Ich rief zum Fenster hinaus: „Seid ruhig, ich will euch Wein bringen!“ Sie schienen sich zufrieden zu geben, und ich eilte hinab, schlug ihnen freundlich auf die Achsel und sagte: „Da trinkt nun nach Herzenslust!“ — Ich schenkte ihnen ein, gab ihnen Brot und anerbot ihnen Geld, welches sie jedoch ausschlugen.

Inzwischen waren sie mit einem vorübergehenden bernischen Unteroffizier in heftigen Wortwechsel geraten, weil er sie gefragt hatte, ob sie auch beim Feuer gewesen. Ein Soldat von Basel kam dazu. Wir rieten dem, der die Frage getan, sich sogleich wegzubegeben, und suchten die zweie zu beruhigen. Es gelang uns beides. — Ich fragte, ob ihnen noch weiter 'was zu Diensten stände. Sie sagten nein, und dankten, wie es uns schien, recht herzlich. Der eine, ein Grenadier, entließ mich mit den freundlichen Worten: „Dank, braver, guter Mann! Adieu Bruderherz!“ Ich kehrte nachhause; meine Frau war froh, daß ich dieser

Gesellschaft los war. Sie bewillkommnete mich mit den Worten: „Kommst du, mein Daniel, aus der Löwengrube?“ — Ich wollte eines meiner Kinder, das in der Stadt unten wohnte, besuchen, um zu sehen, wie es ihnen gehe. Ich schickte jemand voraus, um zu erkundigen, ob ich wohl durchkommen könnte, weil mir mein erster Versuch, zu meinem Sohn zu gehen, wegen der Menge der durchziehenden Truppen mißlungen war.

Ich stand, den Boten erwartend, unter meiner Haustüre. Ein kleiner, magerer Soldat kam und redete mich in gebrochenem Deutsch an. Er wollte mir zu verstehen geben, daß ihn die Russen zum Gefangenen gemacht, und daß er kein Hemd hätte. Ich sagte zu ihm: „Hemd hab' ich jetzt keins,“ langte in die Tasche und gab ihm, was mir in die Hand kam. Er sah es verächtlich an und sagte: „Gib große Taler für Hemd!“ Ich langte sogleich wieder in die Tasche und gab ihm, was ich in der Eile erfassen konnte, so daß wenige Schillinge übrig blieben. Auch damit nicht zufrieden, forderte er wieder einen Taler. „Das ist kein Anstand!“ erwiderte ich, „geht jetzt Euren Weg und laßt mich in Frieden!“ Darauf zog er seinen Säbel, hob ihn wütend gegen mich auf und rief: „Geld her!“

Die Vorigen, nebst einigen Zürchern standen etwa drei bis vier Schritte von mir an der Ecke des Hauses. Ich rief um Hilfe und konnte zu diesen hinfliehen; sie alle schienen bereit, mir zu helfen. Ich wandte mich vertrauensvoll an den Grenadier, ohne das mindeste zu befürchten. „Guter Freund!“ sagte ich, „das ist doch keine Art! Nehmt mich in Schutz gegen jenen Menschen dort, dem ich alles Geld gab, das ich bei mir hatte, und der mit aufgehobenem Säbel mehr von mir fordert!“

Was ich am wenigsten erwartete, das geschah: Der, welcher vor zwei Minuten freiwillig angebotenes Geld

ausgeschlagen und mich mit den Worten: „Lebewohl, Bruderherz“ verabschiedet hatte, kehrte sein Gewehr um. Er wurde von einer entsetzlichen Wut ergriffen, setzte mir das Bajonett auf die Brust und rief noch grimmiger als der erste: „Geld her!“ Meine Hand lenkte das Bajonett auf die Seite, und ein Arm umschlang mich und zog mich zurück. Es war Heinrich Hegetschweiler, Diener bei der Almosenpflege.

Gleich darauf krachte ein Schuß, eine Kugel drang ihm durch den rechten Arm und mir in die Brust. Ich fühlte eine unbeschreiblich schmerzhafte Quetschung, wie ich meinte; man setzte mich auf meines Nachbars, des Siegrist Freudweilers Bänklein vor dem Hause, weil mir stehend übel werden wollte, während die andern dem blutenden Hegetschweiler zu Hilfe eilten, den sie allein verwundet glaubten.

Man nahm mich ins Haus hinein. Ich setzte mich einige Augenblicke, da floß das Blut häufiger aus der rechten Seite heraus. Mir wollte alles schwinden, doch schnell herbeigebrachte Tropfen verwahrten mich vor völliger Ohnmacht. Man trug mich hinauf in meine Wohnung. Die herbeigeholten Aerzte fanden, die Wunde sei nur um einen Messerrücken von einer tödlichen Stelle weg. Man versicherte mir nachher, der Grenadier habe sogleich wieder geladen und nach der Haustüre gezielt, nach welcher ich geflüchtet, sei aber, man wisse nicht wie, am Losdrücken verhindert worden.“

Lavater wollte merkwürdigerweise nicht zulassen, daß man nach dem Namen des Täters forsche; es sollte ihm nichts geschehen, weil er nicht wisse, was er getan. Lavater starb am 2. Januar 1801, nachdem er beinahe fünf Vierteljahre eines verletzten Knochens wegen schmerzhaft gelitten.

Die Stadt wird beschossen 1802.

Am 13. September 1802 zog der helvetische General Andermatt mit Truppen von Luzern her gegen die Stadt. Er erschien am späten Abend vor der Sihlporte und begehrte Einlaß, damit die Soldaten einquartiert werden könnten. Aber die „Helvekler", wie die helvetischen Truppen spottweise genannt wurden, mußten draußen bleiben, weil man ihnen mißtraute. Man behauptete nämlich, sie seien die ersten gewesen, welche in der Schlacht vom 25. September 1799 das Dorf Wipkingen geplündert hätten; in ihren Reihen seien nur Taugenichtse zu finden, und die Offiziere seien ungezogene Menschen ohne jede Bildung. Der General war erbost über die Zürcher und entschloß sich sogleich, die Stadt mit Kanonen beschießen zu lassen. Ueber diese bangen Stunden vernehmen wir von Augenzeugen folgendes:

a) „Ich ging auf die Schanzen des Rämibollwerks, wo wir um 12 Uhr nachts anlangten. Wir bezogen die Wachtstube in dem von Herrn Hagenbuch bewohnten Wachthause und hatten noch eine Kiste mit vorrätigen Patronen bei uns. Auf dem Tisch brannte ein Licht, und einer der Kanoniere wollte mir eben ein Glas Wein anbieten, als ein Schuß fiel, der vom „Bürgli" her eine Haubitzgranate brachte. Sie war wahrscheinlich auf unser Licht gerichtet und schlug an der Hausecke einen Gartenpfosten weg. Wir eilten zu unserer Kanone auf den Wall und sahen der beginnenden Beschießung zu. Unser Licht, das wir auf der Wachstube hatten stehen lassen, war ohne Zweifel schuld, daß viele Schüsse über uns weg auf die „Platte" fielen und so die Stadt verfehlten. Wie mir zumute war, kann ich nicht beschreiben, als ich das Rumpeln in den Häusern hörte, wenn eine Granate einschlug, nachdem ich

dem Flug derselben zugesehen. Mit Tagesanbruch hörten wir auch das heftige Kleingewehrfeuer, das beim Schiffschopf und beim Wollishofer Steg zwischen den Bürgern und helvetischen Truppen gewechselt wurde.

Auf erhaltenen Befehl begab ich mich mit meiner Kanone auf den Weg, um die Batterie auf der „Katz" zu verstärken. Eben als wir unten an dem Wall bei der Katz waren, kam eine Granate geflogen. Wir warfen uns schnell auf den Boden, und sie zersprang ganz nahe bei uns, ohne Schaden zu tun. Gegen sieben Uhr hörte das Feuer auf.

b) Am späten Abend riefen Landleute aus dem Bleicherweg den Wachen auf den Schanzen zu, die „Helvekler" seien abgezogen, und zwar seeaufwärts. In der Absicht, ihnen die Ueberfahrt über den See zu erschweren, führte Ziegler unverzüglich eine Abteilung mit einer Kanone auf das Zürichhorn. Aber obschon Vollmond war, ließ sich nichts erblicken. Man hörte nur in der Enge drüben das Getrampel von Pferden, die auf die Fahrzeuge verladen wurden, und die Abteilung Zieglers kehrte unverrichteter Dinge ein Uhr morgens nach der Stadt zurück.

Am nächsten Tage beobachteten Späher, daß Andermatt seine Truppen von Thalwil über den See führte und bei Küßnacht ausschiffte. Das war um drei Uhr nachmittags. Abends sechs Uhr begann der Marsch über Itschnach, Gößikon, Waltikon, Ebmatingen, rechts an Wytikon vorbei und über den Adlisberg nach Fluntern, wo Andermatt abends elf Uhr eintraf.

Gleich nach Mitternacht begann die zweite Beschießung mit zwei Kanonen und drei Haubitzen, die beim Schlößli oberhalb Fluntern standen. Vom Lindenhof antworteten die Kanonen der Zürcher. Vom Eßlingerschen Lusthäuschen auf der Hohen Promenade sah man mit Fernröhren, wie die Andermattischen Kanoniere große Feuer unter-

hielten, worin sie die Kanonenkugeln glühend machten. Sofort bot man ältere Leute, Gesellen, Dienstboten und Tagelöhner zum Löschen auf, und bevor die ersten glühenden Kugeln angeflogen kamen, hatten sie überall in den Dachräumen Wasser bereit gestellt. Von den 300 Kugeln fielen nicht weniger als 170 in Wohnhäuser, die meisten im Niederdorf. Gegen 30 trafen allein die Spitalgebäude, glücklicherweise ohne jemanden zu verletzen. An mehr als 30 Orten wurde durch zerspringende Granaten oder glühende Kugeln entzündet. Aber rechtzeitig konnte jeweilen gelöscht werden. Die Löschmannschaft war besonders über die glühenden Kugeln erbost. „Man konnte zwei Tansen Wasser über einen solchen „Fluch" schütten, so blieb er doch noch heiß," meinte einer, der seine Hand einwenig zu früh nach dem seltenen Fang ausgestreckt hatte.

Enttäuscht.

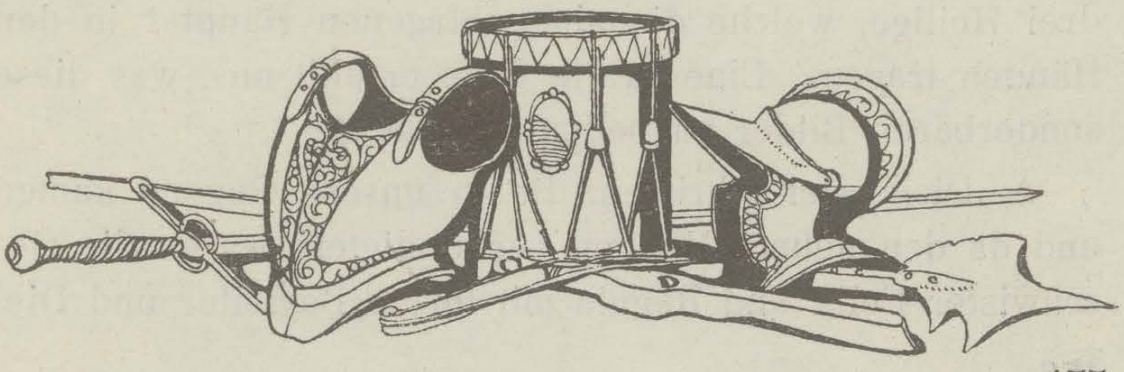
Wir beiden Kleinen wurden in unseren Bettchen in den Saal zu ebener Erde hinabgetragen, was uns herrlich dünkte. Das Schießen, das ich sonst sehr fürchtete, glaube ich wegen der Schlaftrunkenheit nicht gehört zu haben. Die gute Tante und die Dienstboten blieben wach. Im Saal brannte Licht und es stand Wein und anderes bereit, um den Vater und andere einkehrende Offiziere zu erfrischen. Zuweilen hörte man Pferde vorüberschreiten. Die Frauen eilten dann ans Fenster und riefen durch die Läden hinaus: „Wie steht's?" Und von draußen ertönten Männerstimmen: „Gut, gut!" Der Tonwechsel dieses Zwiegesprächs dünkte mich spaßhaft; an die Bedeutung der Sache dachte ich gar nicht. Einige Monate später sagte uns die liebe Tante, als sie uns zu Bette gelegt hatte, wie die Stadt in

großer Gefahr gewesen wäre, wenn nicht der liebe Gott einen Engel gesandt hätte, der die Granaten von der Stadt abgewendet hätte. Diesen Engel werde sie uns morgen zeigen. Darauf freute ich mich denn sehr und stellte mir ihn vor, wie er zu Fuß durch Stadelhofen spaziere und mit seinen Flügeln Parade mache. Ich war am folgenden Morgen sehr enttäuscht, daß es der Engel auf dem „Neujahrsblatt“ war, der mit seinem Schilde über den Türmen der Stadt schwebte.

Die verirrte Kanonenkugel.

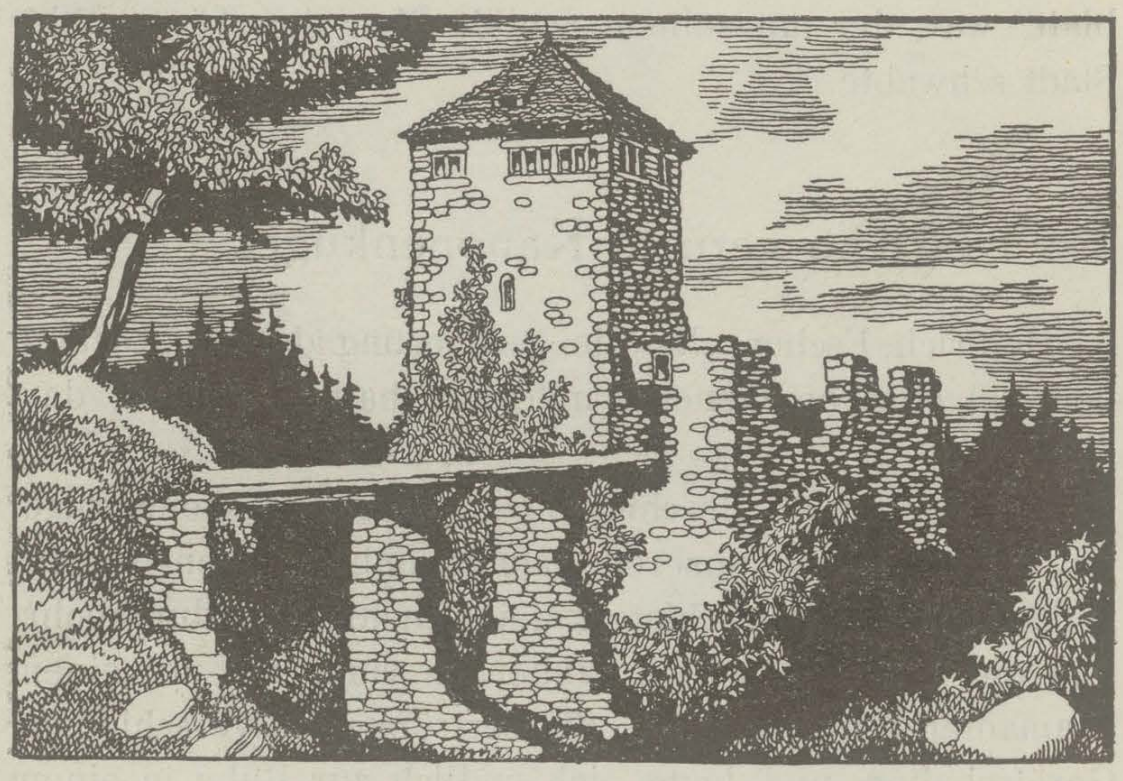
Heinrich Escher, der die Belagerung der Stadt durch den helvetischen General miterlebt hatte, berichtet darüber:

Bei der ersten Beschießung hatte eine Kanonenkugel im dritten Stock unseres damals unbewohnten Hauses (Stüßihofstatt) eingeschlagen, den Fensterladen durchbohrt und die Glasscheibe fein säuberlich rund wie mit einem Diamanten durchschnitten. Sie zertrümmerte verschiedene Gerätschaften und legte sich endlich zur Ruhe in einem Helm, welcher einst einem bayerischen Soldaten gehört hatte. Dieser war nach der zweiten Schlacht bei Zürich in Kriegsgefangenschaft geraten und hatte mir den Helm gegen einen gewöhnlichen Hut eingetauscht.



XI.

Sagen und Geschichten aus alter Zeit.



Felix und Regula.

Auf einem alten Siegel der Stadt Zürich sind drei merkwürdige Figuren dargestellt. Da stehen nebeneinander drei Heilige, welche die abgeschlagenen Häupter in den Händen tragen. Eine uralte Sage erzählt uns, was diese sonderbaren Bilder zu bedeuten haben:

A. Die ersten Christen, die in unsere Gegend kamen und da den neuen Glauben verkündigten, waren die Geschwister Felix und Regula mit ihrem Begleiter und Die-

ner Exuperantius. Sie waren aus Rom wegen ihres Glaubens vertrieben worden. In einer Hütte am Ufer der Limmat führten sie ein frommes Leben und mahnten die Heiden ab von der „Abgötterei". Das vernahm der römische Statthalter Decius, der in einer Burg auf dem Lindenhof wohnte und den christlichen Glauben haßte. Er sandte seine Knechte aus, und gerade als Felix und Regula zu Mittag essen wollten und beteten, wurden sie samt ihrem Gefährten gefangen genommen. Die Knechte führten sie auf die Burg vor ihren Herrn. Der forderte sie auf, den christlichen Glauben abzuschwören und den heidnischen Göttern zu opfern. Aber die frommen Geschwister sagten: „Wir opfern deinen Göttern nicht und beten deine Götter nicht an, sondern den allmächtigen Gott, unsern Heiland Jesum Christum." Der Statthalter drohte, daß er sie quälen und peinigen werde; aber die beiden Geschwister erwiderten: „Unsern Leib hast du in deiner Gewalt, aber die Seele nicht." Da wurden alle drei an Säulen gebunden und mit Geißeln und eisernen Stäben so lange geschlagen, bis der ganze Leib blutig war. Doch die Heiligen klagten nicht, sondern priesen Gott und sprachen: „Wir danken dir, Herr Gott, Jesus Christus, daß wir um deines Namens willen so vieles gelitten haben."

Als nun Decius sah, daß er mit allen Martern nichts ausrichte, befahl er, man solle die Gefangenen ans andere Ufer hinüberführen und mit dem Beile enthaupten. Mit erhobenen Händen blickten sie noch gen Himmel und riefen: „Barmherziger Gott, nimm unser Haupt gnädig zum Opfer an!" Dann beugten sie sich nieder auf den Block und empfingen geduldig den Todesstreich. Aber siehe, die Enthaupteten nahmen die blutigen Häupter auf ihre Arme und schritten damit durch die erstaunte Menge

zum nahen Hügel hinan. Dort wurden sie dann begraben. So waren sie treu geblieben bis in den Tod.

B. Ueber dem Grabe der Heiligen wurde dann später eine Kirche gebaut, die man „Felix- und Regulakirche" nannte. Die Gebeine der „Märtyrer" wurden ausgegraben hinter Gitterwerk in einem kostbaren Sarg aufbewahrt und als Heiligtümer verehrt. Altäre wurden errichtet, und täglich ertönten da Lobgesänge zur Ehre Gottes. Die Felix- und Regulakirche war weit und breit noch das einzige Gotteshaus. Stundenweit her, von Wytikon und Fällanden, von Seebach, Schwamendingen und anderen Orten kamen die Leute hier zur Kirche und brachten ihr teils Geld, teils den „Zehnten" als Opfergaben dar. Jahrhundertelang feierte man in Zürich die Kirchweih alljährlich am 11. Herbstmonat, am Felix- und Regulatag. Scharenweis strömte dann das Volk in die Stadt, wo es von den Ratsherren freundlich bewillkommt und zum Abschied mit einem Abendtrunke bewirtet wurde.



Kaiser Karl der Grosse und die Schlange.

An den Münsterhäusern, gegenüber dem Helmhause, sind vier Bilder zu sehen, die zusammen folgende Sage darstellen:

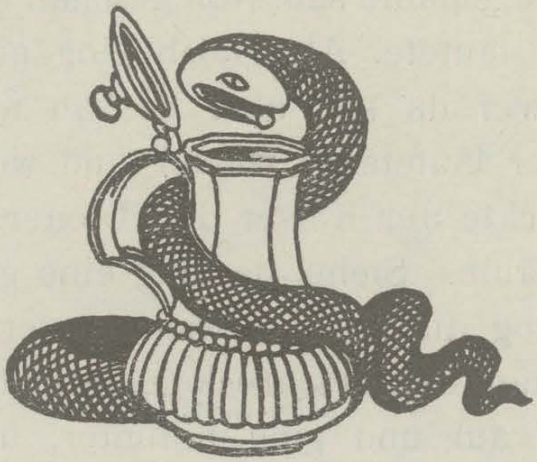
Als der gute Kaiser Karl auf eine Zeit zu Zürich, in einem Hause bei der Felix- und Regulakirche wohnte, ließ er auf dem Platze davor eine Säule mit einer Glocke und einem Seile daran errichten. Jeder, der bei dem Kaiser über Unrecht zu klagen hatte, sollte die Glocke ziehen, wenn er am Mittagsmahle saß. Nun geschah es eines Tages, daß die Glocke läutete. Alsogleich ging ein Diener hin, um zu sehen, wer da sei; aber er sah niemand. Nach einer Weile aber läutete es wieder und wollte nicht aufhören. Da schickte der Kaiser den Diener abermals hin, zu sehen, wer läute. Siehe, da hing eine große Schlange am Seile und zog die Glocke, was sie vermochte.

Als der Diener das erschrocken berichtete, stand der Kaiser sogleich auf und ging hinunter, um dem Tiere nicht minder als den Menschen Recht zu sprechen. Und als er herunterkam, neigte sich die Schlange vor ihm und führte ihn an den See und zeigte ihm daselbst ihr Nest, in welchem eine große Kröte auf den Eiern der Schlange saß. Da merkte Karl, daß die Kröte der Schlange das Nest geraubt habe. Alsobald hielt er Gericht und verurteilte die Kröte zum Feuertode.

Des andern Tages aber, als der Kaiser wiederum zu Tische sitzt, umgeben von glänzendem Gefolge, da windet sich plötzlich zum Erstaunen und Schrecken aller Anwesenden die große Schlange durch den Saal. Sie war durch eine Oeffnung der Mauer hereingekrochen. Sie schwingt sich empor, löst den Deckel eines goldenen Bechers auf der Tafel und senkt in diesen einen funkeln-

den Edelstein. Dann neigt sie nochmals das Haupt dankbar gegen den Fürsten und eilt wieder von dannen.

Des freute sich der Kaiser, und er ließ zum Andenken an die Begebenheit da, wo das Nest der Schlange war, eine Kirche bauen, die nannte man „Wasserkilch". Den Stein aber schenkte er seiner Gemahlin. Noch lange nachher zeigte man das Loch in der Mauer, durch welches die Schlange hineingekrochen. Und von da an erhielt das Haus den Namen „zum Loch".



Der leuchtende Hirsch.

Ueber der Haupttüre der Fraumünsterkirche steht das Bild eines Hirsches eingehauen, der zwei Kerzen auf seinem Haupte trägt. An dieses Bild knüpft sich folgende Sage:

Oben auf den Baldern hatte der deutsche König Ludwig ein einsames Schloß. Da wohnten oft längere Zeit seine beiden Töchter Hildegard und Berta. Sie waren gar fromm, und das vornehme Leben am Hofe des Vaters ge-

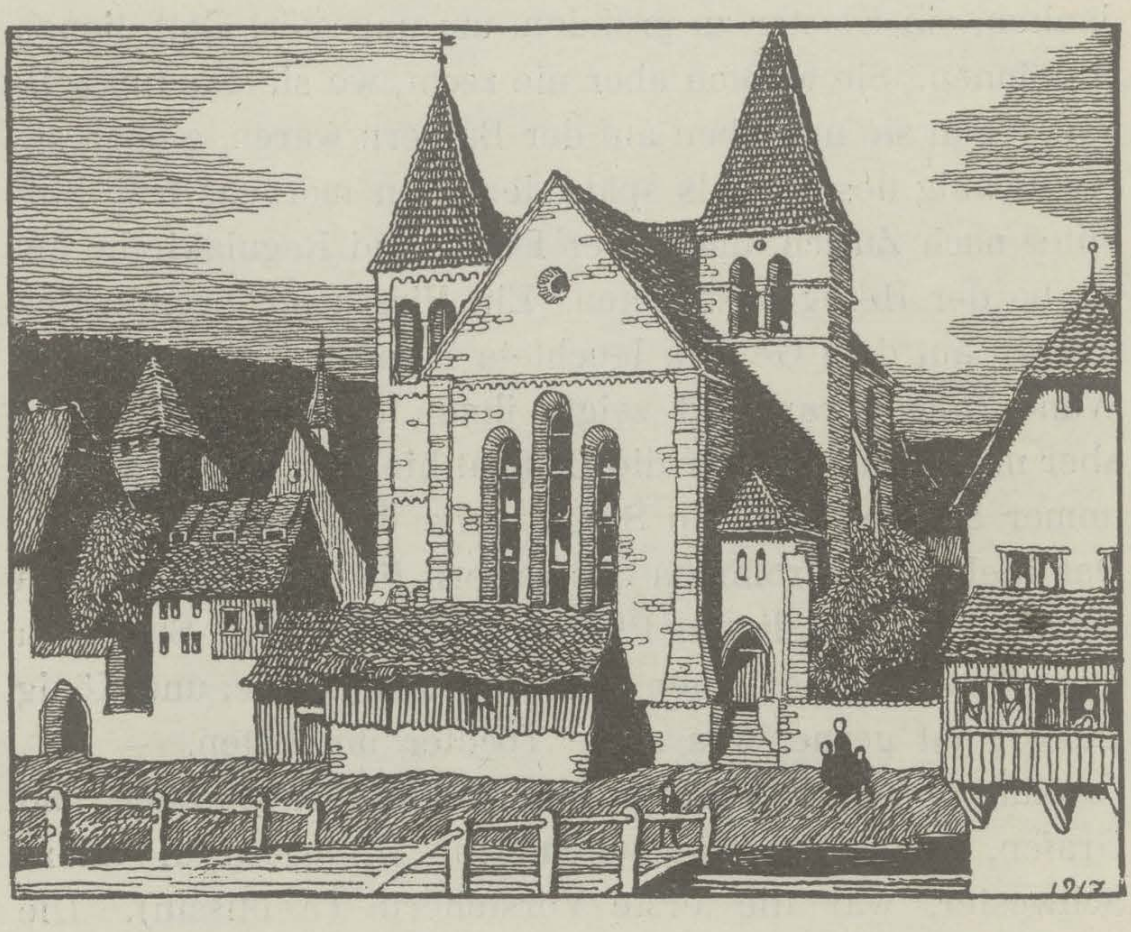


fiel ihnen nicht. Schon lange hatten sie im stillen den Gedanken, ein Kloster zu gründen, um ungestört Gott dienen zu können. Sie wußten aber nie recht, wo sie das tun sollten. Wenn sie nun oben auf der Baldern waren, gingen sie regelmäßig des Abends spät oder dann morgens früh hinunter nach Zürich, um in der Felix- und Regulakirche am Grabe der Heiligen zu beten. Ein Hirsch mit brennenden Kerzen auf dem Geweih leuchtete ihnen bei dieser stillen Wanderung voran und zeigte ihnen den Weg. Er ging aber nie mit ihnen über die Limmat hinüber, sondern blieb immer auf der gleichen Stelle, nahe der Limmat, stehen. Das hielten die frommen Schwestern für ein Zeichen vom Himmel, daß sie diesen Platz erwählen sollten. Sie baten ihren Vater, daß er ihnen hier ein Kloster baue, und König Ludwig tat gerne, was seine Töchter ihn baten. —

Nur vornehme Töchter, die Kinder von Fürsten und Grafen, wurden darin aufgenommen. Hildegard, die ältere Schwester, war die erste Vorsteherin (Aebtissin). Die

beiden Schwestern ließen an das Kloster auch eine große und schöne Kirche bauen, einen gar prächtigen Bau. Ganze Reihen schlanker Säulen zierten sie. Die Fenster waren mit Gemälden in leuchtenden Farben geschmückt, und Bildwerke aus Silber und Erz verschönerten die Wände. Am 11. Herbstmonat 853 wurde die Kirche eingeweiht. Ein feierlicher Zug ging nach der Felix- und Regulakirche hinüber. Dort nahm man aus dem Sarge der Heiligen einen Teil der Gebeine und trug sie in das Fraumünster als kostbares Heiligtum.

Nur sechs Jahre konnte Hildegard das Kloster regieren. Dann starb sie, und Berta wurde ihre Nachfolgerin.



Die Wasserkirche 1504.

Junker Diethelm bat mich freundlich, ihm in die berühmte und merkwürdige Wasserkirche zu folgen. Von ihrem Giebel erglänzte gar herrlich das große goldene Kreuz. Zu der Kirche begibt man sich von der Straße ein paar Schritte aufwärts durch einen schmalen, bedeckten hölzernen Gang. Er erweitert sich vor der Kirche in eine Vorlaube, Helmhaus genannt, wo fremde Krämer feil haben. Einst wurde darunter auch Gericht gehalten.

Mit Andacht betrat ich nun die Kirche selbst. Sie ist den Heiligen Felix und Regula geweiht, ein gar schönes Gebäu, und mißt vom Boden bis zum Gewölbe gegen 50 Werkschuh und hat gewaltige, mehr als 30 Schuh hohe Fenster. Sie lassen aber wegen der vielen zierlichen Glasgemälde nur ein gedämpftes Licht ein, das einen Dämmerschein in der Kirche verbreitet. Sechs Altäre sind in der Kapelle, über dem Eingang ist eine kleine Empore mit einer Orgel. An den Wänden sind die Fähnlein, die im jüngst vergangenen „Schwabenkrieg" erobert wurden, als Zierde und zum Dank gegen die Schutzheiligen aufgestellt. Zuerst hörten wir andächtig die Messe, die der Priester eben auf dem obern Altar angehoben hatte, dann stiegen wir in die Gruft hinunter. Sie befindet sich mitten in der Kapelle und ist von etlichen Ampeln erhellt. Auf einem großen, platten Stein steht ein Altar und dabei ein steinernes Brunnenbett, das aber ganz wasserleer ist. „Sagt mir, was hat denn diese Gruft zu bedeuten?" fragte ich den Werdmüller, der bei mir stand. Er erklärte mir, daß an diesem Ort die heiligen Märtyrer Felix und Regula ihr Blut vergossen, und das sei der Stein, auf

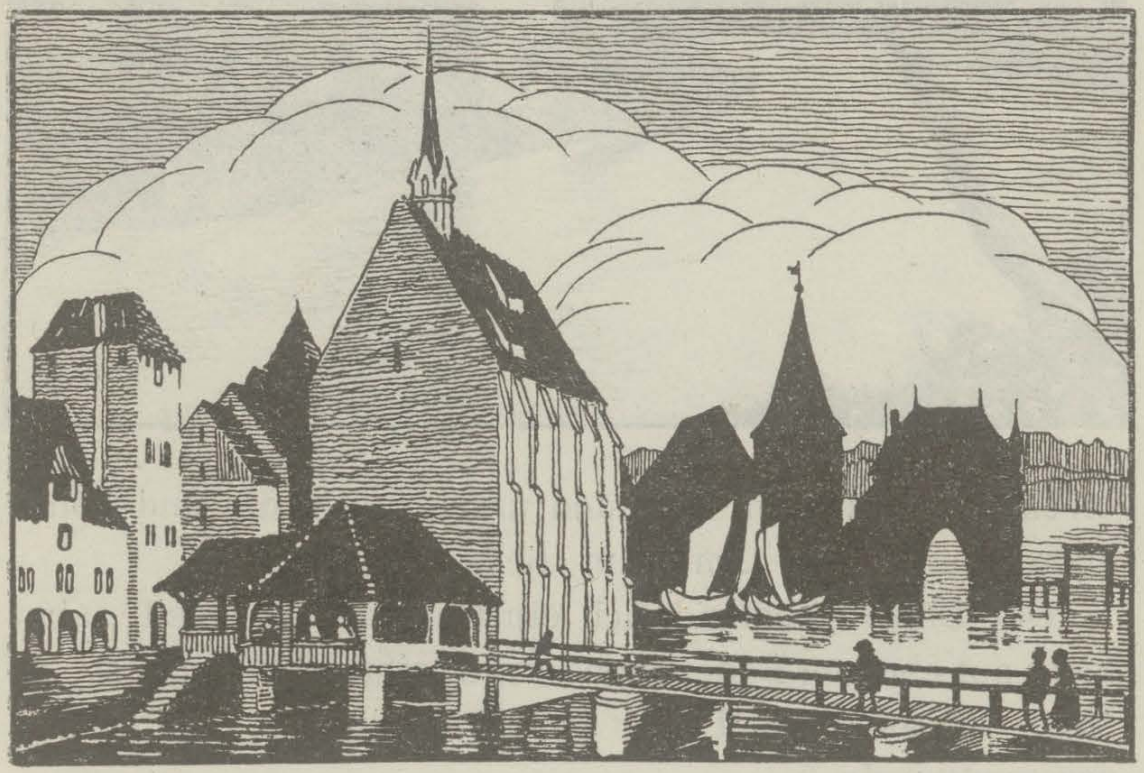
welchem sie der grausame Tyrann Dezius habe enthaupten lassen.

Ueber den Brunnen in der Gruft erzählte mir ein anwesender Mönch folgendes: „Einst ward im Winter das Wasser dermaßen klein, daß die Kirche um und um trocken stand, und es drang ein kleines Brunnenrünslein unter dem Helmhaus hervor. Nun war eine reiche Bürgerin, die hatte groß geschwollene Beine unter den Knien, daß sie nicht mochte allein gehen, sondern sich mußte mit einem Arm auf ihre Magd stützen. Die Kranke hatte das Rünslein gesehen, ließ Wasser heimtragen und badete ihre Beine darin. Davon besserte sich ihre Geschwulst zusehends, so daß sie bald allein gehen konnte. Das mochte sie nicht verschweigen und sagte es jedermann. Dieses Wasser war aber nicht wie das Seewasser, es war weißer und nicht so durchsichtig und im ersten Anriechen schwefelte es ein wenig. Als die alten Mauern und das Fundament der Kirche ganz abgeräumt wurden, sah man diese Brunnenrunse stark aus dem Kirchengrunde rinnen und es schwefelte noch stärker als das erste. Darauf machte man ein eichen Faß, damit sich der Brunnen darin sammle. Das Wasser ward daraus geschöpft und geführt in Fässern über Land und zu Schiff in andere Städte und Dörfer für mancherlei Gebresten sich darin zu baden. Der gute Ruf des Wassers war so groß, daß eine ganze Diele voll geschrieben stand von geheilten Menschen, und es waren da wächsene Bilder und Kleinode aufgehängt zum Andenken.

Weil man gerade Steine haute zur neuen Wasserkirche, faßte man den Brunnen ein mit gehauenen Steinen, machte Kette und Eimer daran, und er ward gebraucht Jahr und Tag von Fremden und Einheimischen."

„Das alles aber," setzte der Mönch hinzu, „hat sich ge-

ändert seit langem. Die Zürcher verachteten bald die große Gnade, welche ihre Heiligen durch dieses Wasser ihnen erzeigt und fuhren lieber wieder nach Baden, wo das Wasser, sagen sie, viel kräftiger sei und dabei ein lustig Leben."



Der Hardturm.

Die Gegend unterhalb Zürich heißt Hard, von einem Eichenwald her, welcher sich einst dort ausdehnte. Da steht am linken Ufer der Limmat der Hardturm. Er ist wohl tausend Jahre alt; doch ist sein ursprüngliches Aussehen nicht ganz erhalten geblieben. Seine Grundform ist ein Quadrat, wovon jede Seite fast 11 m mißt. Die Mauern bestehen aus gewaltigen unbehauenen Fels-



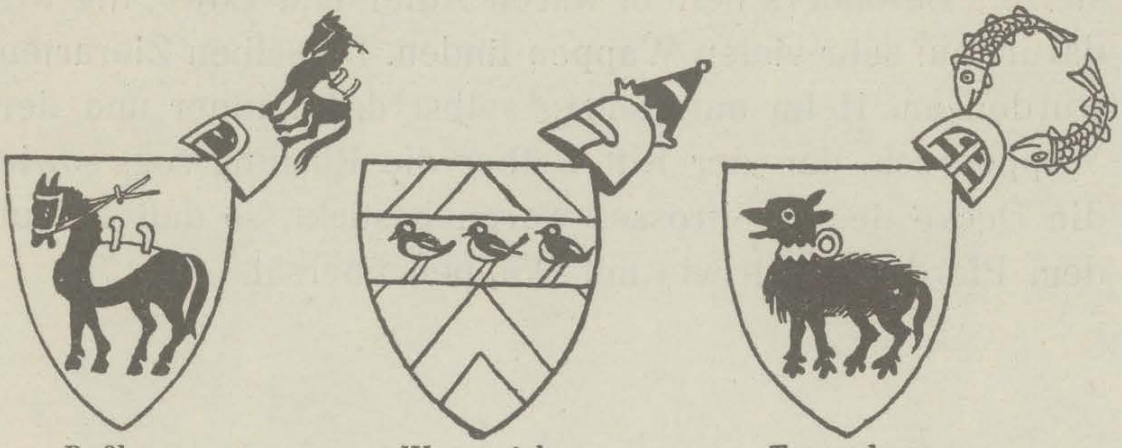
blöcken, Findlingen, und sind unten 3 m 3 dm und höher oben immer noch 2 m 7 dm dick.

Der Eingang befand sich einst auf der Westseite, aber nicht auf ebenem Boden, sondern in einer Höhe von 7½ m. Man stieg auf einer Leiter hinauf, die in Kriegszeiten aufgezogen wurde.

Zuunterst im Turm war das Verließ, ein trauriges Gefängnis, das durch ein kleines Loch in der Mauer kümmerlich erhellt wurde. Keine Türe, keine Treppe führte da hinunter; man ließ das arme Opfer an Stricken in die Tiefe.

Den Hardturm umgab ein Graben, den die Limmat mit Wasser füllte. Zu größerer Sicherheit war außerhalb aus der Erde des Grabens ein Wall aufgeworfen, und zuäußerst stand die Ringmauer mit dem Tor. Nur die Seite gegen die Limmat lag frei. Das Ganze bildete zusammen eine Wasserburg oder ein Weiherhaus. Sie gehörte lange Zeit der Familie Manesse.

Vom Hardturm führte eine Brücke für Menschen, Saumtiere und Karren über die Limmat. Sie wurde 1343 durch die hochgehende Limmat zerstört, welche die Trümmer weggeschwemmter Häuser dahertrieb. Später ersetzte man den Steg durch eine Fähre.



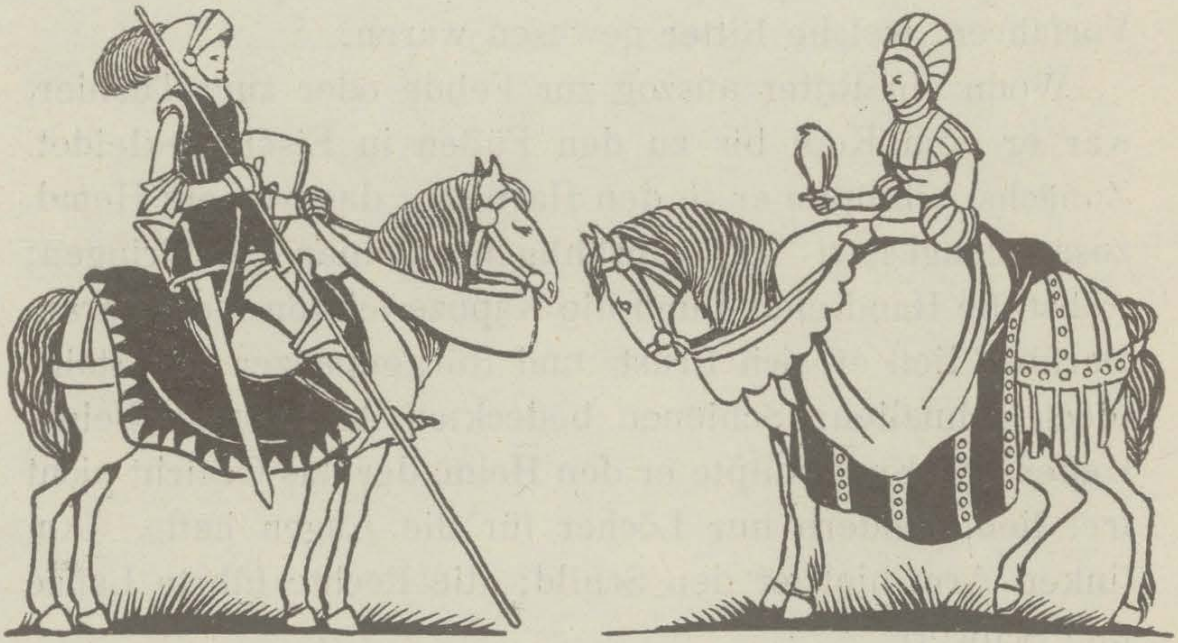
Roßberg Wasserstelz Toggenburg

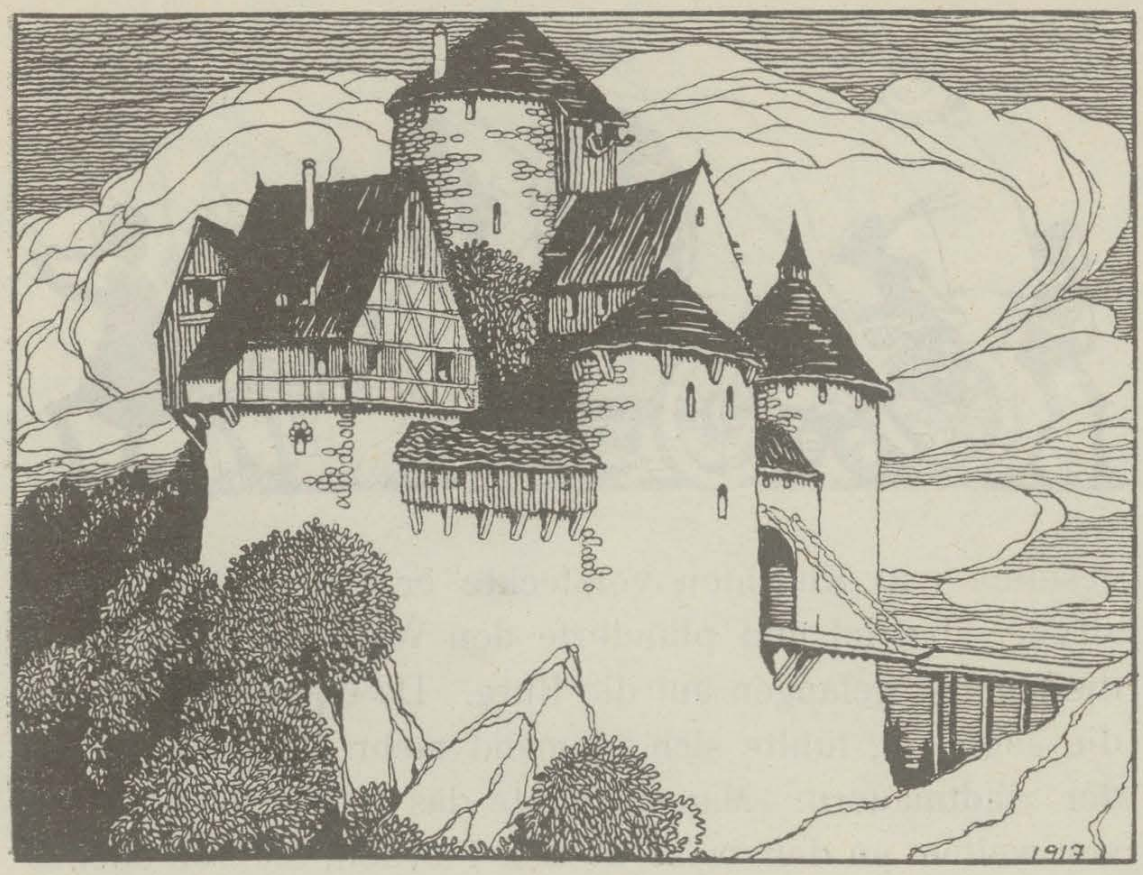
Die Wappen.

In älterer Zeit hatte jede vornehme Familie ein eigenes Wappen. Diese oft rätselhaften Bilder stammen von den Vorfahren, welche Ritter gewesen waren.

Wenn ein Ritter auszog zur Fehde oder zum Turnier, war er vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gekleidet. Zunächst schlüpfte er in den Harnisch; das war ein Hemd, zusammengesetzt aus unzähligen kleinen Stahlringen; selbst die Handschuhe und die Kapuze fehlten nicht daran. Darüber ließ er sich Brust- und Rückenpanzer aus Stahlblech schnallen; Schienen bedeckten Arme und Beine. Ueber den Kopf stülpte er den Helm, der das Gesicht nicht frei ließ, sondern nur Löcher für die Augen hatte. Am linken Arm hielt er den Schild; die Rechte führte Lanze und Schwert.

In dieser vermummten Gestalt war es schwer, Freund und Feind voneinander zu unterscheiden. Doch der Ritter wußte sich zu helfen. Er bemalte seinen Schild, und in das farbige Feld setzte er ein Bild, das zum Namen seiner Burg paßte. So führten die Grafen von Toggenburg das Bild einer Dogge, die Freiherren von Falkenstein einen Falken, die von Wasserstelz das einer Bachstelze. Besonders beliebt waren Adler und Löwe, die wir darum auf sehr vielen Wappen finden. Dieselben Zierarten wurden am Helm aufgesetzt; selbst das Panner und der Wappenrock, den der Ritter über die Rüstung zog, sowie die Decke des Streitrosses waren bestickt, so daß er auf dem Pferde aussah wie mit Wappen übersät.





Wie die Uetliburg zerstört wurde, 1268.

Vor dem Jahre 1268 stand auf dem Gipfel des Uetliberges noch die Uetliburg. Sie hatte ihren Namen von einem früheren Besitzer namens Uto. Das Hauptgebäude war ein fester Turm. Er war teils aus runden Flußsteinen, teils aus behauenen Tuffblöcken erbaut, die von einem zerfallenen römischen Wachtturm herrührten. Am Rand des Felsens stand die Ringmauer, welche den Hof einschloß. Ein Graben und eine Fallbrücke verwehrten den Eingang von der Nordseite.

Auf der Uetliburg hauste ein Raubritter. Er beobachtete vom Turme aus die zürcherischen Kaufleute, die mit ihren schwerbeladenen Wagen aus den Toren zogen, um die Märkte anderer Städte zu besuchen. Mit etlichen Spieß-



gesellen und Knechten versteckte er sich an der Landstraße, überfiel und plünderte den Wagenzug und führte die Männer gefangen auf die Burg. Da er auch häufig auf die Jagd ritt, fühlte sich niemand mehr sicher außerhalb der Stadtmauern. Man erkannte das Raubgesindel schon von weitem an den zwölf weißen Pferden, die von ebensovielen weißen Hunden begleitet waren.

In dieser Not wandten sich die Zürcher an den Grafen Rudolf von Habsburg. Er versprach ihnen Hilfe. Er sann auf eine List. In aller Stille kaufte er zwölf weiße Pferde und rüstete zwölf Reiter so aus, daß sie mit denen in der Burg verwechselt werden konnten. Eines frühen Morgens verbarg er sich mit ihnen im Walde. Eine Schar bewaffneter Zürcher wartete in der Nähe auf ein Zeichen. Ein Späher umschlich unterdessen vorsichtig die Burg. Endlich brachte er Rudolf die Kunde, die Räuber seien ausgeritten und schon ziemlich weit weg. Schnell machten sich die Reiter aus ihrem Versteck auf und sprengten gegen die Burg. Das Fußvolk mußte sich stellen, als verfolge es die Fliehenden. Geschrei und Hundegebell näherten sich der Burg. Der Wächter glaubte, die Herren seien in Gefahr und ließ hastig die Zugbrücke fallen. Die Reiter gelangten ungehindert durch das offene Tor und



packten die Wächter; das Fußvolk drängte nach. Nachdem die Gefangenen befreit waren, wurde die Burg angezündet. Erleichtert sahen die Leute in der Stadt unten Rauch und Flammen aus dem Raubnest emporlodern und empfingen am Abend freudig die Befreier.

Die geharnischten Frauen.

Auf der Säule des Lindenhofbrunnens steht das Bild einer kriegerisch gerüsteten Frau. Ihr Oberkörper ist mit einem Panzerhemd bekleidet, den Kopf schützt der Eisenhut. An der Seite hängt das Schwert, die Hand hält den Speer, der mit einem Fähnchen geschmückt ist. Das ist Hedwig ab Burghalden, die Anführerin der geharnischten Frauen, von denen die Sage folgendes erzählt:

Im Jahre 1292 zog der österreichische Herzog Albrecht mit einem starken Heere vor die Stadt, um sie wieder unter seine Herrschaft zu zwingen. Die Zürcher hatten kurz vorher in einem Gefecht bei Winterthur viele tapfere Bürger verloren. Albrecht hoffte darum, die Stadt mit leichter Mühe erobern zu können. Er lagerte mit seinem

Heere am Abhang des Zürichberges, in der „Spanweid". Die Gefahr war groß; denn niemand hatte an eine Belagerung gedacht, und es fehlte an Kriegsvolk.

In dieser Not entschlossen sich die Frauen und Jungfrauen, Harnische anzuziehen. Auf dem Münsterhof versammelten sie sich und traten, mit Schild und Spieß versehen, in Reih' und Glied. Dann schritt der Zug zum Klange der Trommeln und Pfeifen über die obere und untere Brücke die Strehlgasse hinauf und auf den Lindenhof. Hedwig ab Burghalden war die Anführerin. Droben angekommen, stellten sie sich an die Brüstung. Laut jauchzend schwangen sie ihre Waffen gegen den Feind, um ihm zu zeigen, daß sie sich nicht fürchten.

Herzog Albrecht beobachte von seinem Lager aus, was in der Stadt vorging, und meinte, es sei gar viel Kriegsvolk darin. Da er aber für eine lange Belagerung der festen Stadt nicht gerüstet war, schloß er Frieden und zog mit seinem Heere nach Winterthur zurück. Zürich war gerettet durch seine mutigen und entschlossenen Frauen und Töchter.





Manegg geht in Flammen auf.

Auf einem Hügelvorsprung zur Seite der Falätsche stand noch vor 500 Jahren die Burg Manegg. Sie war lange Zeit der Wohnsitz der zürcherischen Ritterfamilien Maneß. Rüdiger Maneß, der erste Besitzer der Burg, war ein Freund der ritterlichen Sänger und Dichter und versuchte sich selbst in der Dichtkunst. Er sammelte eine Menge der schönsten Lieder und ließ sie durch einen jungen gelehrten Mann, namens Hadlaub abschreiben und mit den Bildern der Dichter versehen. So entstand ein prächtiges Liederbuch. Als die Familie Maneß in späteren Jahren ein Ritterhaus in der Stadt bezog, blieb die Burg gänzlich verlassen.

Ums Jahr 1400 hauste in einer baufälligen Lehmhütte, unten an der Falätsche ein gar sonderbarer Mensch. Er behauptete, ein Verwandter der Familie Maneß zu sein. Er

richtete sich in den verlassenen Räumen der Burg ein und nannte sich Ritter Manesse von Manegg. Er band sich mit einem Strohwisch ein hölzernes Schwert um den Leib und strich damit in der Gegend herum. In diesem Aufzuge erschien der „Butz Falätscher" — so nannte man ihn — auch etwa in der Stadt. Wegen der närrischen Reden, die er führte, und weil er dazu seltsame Gesichter schnitt, war er besonders auf den Trinkstuben stets willkommen.

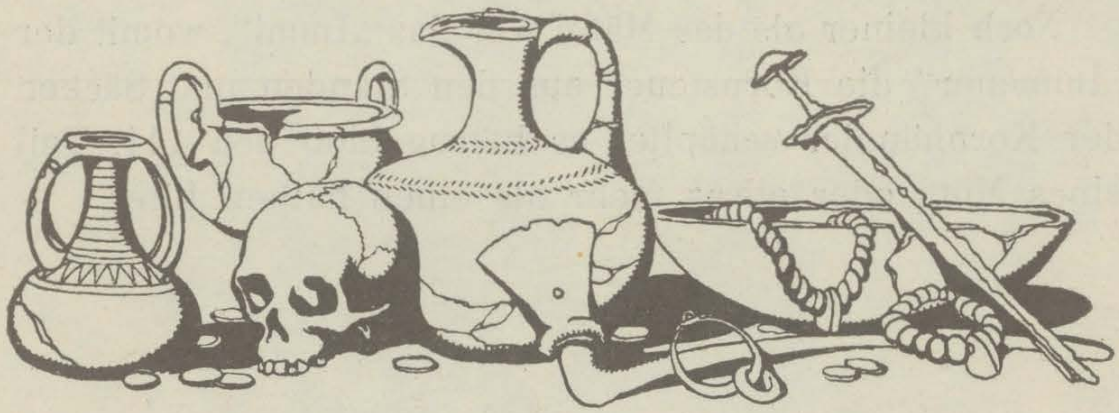
Fastnacht 1409 war gekommen. In allen Zunftstuben waren die Burger beim Schmause versammelt. Auf dem Rüden saßen die Junker mit all ihren Freunden; nur der Narr war nicht da, der sonst nie fehlte. Da wurden die jüngeren Gesellen einig, aufzubrechen und dem Narren eine lustige Fehde zu bereiten. Sie wollten sein Schloß belagern und erstürmen und zugleich das kostbare Buch wieder holen, das der Narr einst unbemerkt hatte aus der Zunftstube entwenden können.

Unter Trommelschlag und Pfeifenklang und mit Fackeln versehen, zogen die Gesellen aus der Stadt. Auf einem Karren führte man ein Faß Wein mit. Mitternacht war schon vorüber, als die mutwillige Schar bei der Manegg anlangte. Trommelschlag, Lärm und Gesang weckten den Narren auf, der den Wald rings von Fackeln erhellt sah. Wie der Blitz fuhr er mit einem Lichtlein in der Burg umher. Bald war er hier, bald dort in den Sälen und zuletzt zuoberst im Turm. Da stand gerade eine Zahl Männer auf der Schloßbrücke und pochte donnernd an das Tor. Wieder fuhr er herunter und erschien in einer Mauerritze über dem Tor. Der aber klopfte, war ein großer Mann in einer Bärenhaut.

Entsetzt floh der Narr wieder zurück; denn er glaubte, die ganze Hölle sei vor der Türe. Da wurde das Tor mit einer alten Geländerstange von der Brücke eingestoßen,

und der Bär drang hinein, um den Narren einzufangen. Zu gleicher Zeit schleuderte auf einer andern Seite der Burg ein Unbesonnener seine Fackel in ein Fenster. Unglücklicherweise fiel sie in das Innere des Gemaches auf das warme Heulager des Narren und entzündete es. Da eben ein starker Föhnwind blies, so stand die alte morsche Burg bald in Flammen, und der Narr irrte mit erbärmlichem Geschrei zwischen dem Feuer und dem Bären umher. Immer aber schleppte er das gestohlene Buch mit sich und umklammerte es krampfhaft. Mit großer Mühe brachte ein mutiger und gewandter junger Mann den Narren samt dem Buche aus der brennenden Burg; doch der Narr war — tot.

In weitem Ringe sitzend, tranken die Gesellen schweigend ihren Wein und betrachteten den Untergang der Burg. Diese lohte in vollen Flammen zum Himmel empor, einige alte Bäume brannten mit und legten der verglühenden Nachbarin die brennenden Kronen zu Füßen.



Anhang.

Münzen.

Der „Angster“ war eine dünne, kleine Kupfermünze und hieß auch Angsterpfennig. Er war soviel wert wie zwei „mindere“ Pfennige.

Größere Summen wurden nicht gezählt, sondern gewogen, daher „ein Pfund Pfennige“. Das Zeichen ℔ für Pfund besteht aus den Buchstaben lb und ist nichts anderes als das abgekürzte lateinische Wort libra, das heißt Pfund. Dieses fremde Wort steckt heute noch in dem Münznamen Fünfliber.

Kornmaße.

Ein „Mütt“ faßte nach heutigem Maß 82 l. Ein „Viertel“ enthielt demnach etwa 20½ l, ein „Vierling“ etwas mehr als 5 l. Der Vierling wurde nochmals in vier „Mäßli“ geteilt, deren Inhalt etwa 1¼ l betrug. Der Mütt ergab also 64 Mäßli oder 4 Viertel oder 16 Vierling.

Noch kleiner als das Mäßli war das „Immi“, womit der „Immener“ die Kornsteuer aus den Standen und Säcken der Kornhändler schöpfte; es betrug bloß den 144. Teil eines Mütt, oder etwas mehr als einen halben Liter.

Fragen und Aufgaben.

1. **Das Haus**: Einfamilienhaus, Miethaus; Hausmeister, Hausordnung; zinsen, kündigen.

1. Bilde mit vorstehenden Wörtern Sätze, womöglich aus Erlebnissen und Beobachtungen! 2. Wie viele Wohnungen hat euer Haus? 3. Wie viele Zimmer eure Wohnung? 4. Nenne die Räume, die von allen Mietern benutzt werden? 5. Pflichten und Rücksichten, die die Hausleute einander schuldig sind! 6. Wie viele Menschen leben in euerem Hause? 7. Aufsätzchen: Als die Mutter nicht zu Hause war. — Ein aufregendes Ereignis. — Eine unruhige Nacht. — Handwerker im Hause. — Ein Umzug. — Feuer!

2. **Das Schulhaus**: Klassenzimmer, Lehrerzimmer, Singsaal, Zeichensaal, Schülerwerkstätte, Turnhalle, Suppenküche; Spielplatz, Turnplatz, Schulgarten; Hausvorstand, Abwart.

1. Wende vorstehende Wörter in Sätzen an! Zähle Räume auf, in denen du noch nie warst! 2. Wie viele Klassenzimmer hat euer Schulhaus? 3. Nenne das größte, das kleinste Schulhaus, das du kennst! 4. Wie alt ist euer Schulhaus? (Jahrzahl!) 5. Warum sind alte Schulhäuser klein? 6. Nenne ein Gebäude, das früher ein Schulhaus war! 7. Warum wird es nicht mehr als Schulhaus gebraucht? 8. Wem gehören die Schulhäuser? 9. Was für ein Gebäude ist es? (Jedermann o f f e n !)

3. **Die Schule**: Stundenplan, Schulbesuch, Unterricht; versäumen, entschuldigen.

1. Wann werden die Kinder schulpflichtig? 2. Warum sind die Eltern gezwungen, ihre Kinder in die Schule zu schicken? 3. Welche Unterrichtsstunde hast du am liebsten? 4. Aufsätzchen: Als ich einmal zu spät in die Schule kam — Warum ich die Schule versäumte — Eine Strafe — Der Lehrer ist krank — In einer neuen Klasse — Der erste Schultag — Mein liebster Schulkamerad — In der Pause.

4. **Maßstab, Plan, Karte.** 1. Wie kann man große Dinge, ein Haus, ein Pferd, einen Menschen nur zeichnen? 2. Wie groß ist 1 cm zehnfach verkleinert? 1 dm? 1 m? 1 km? 3. 1 dm, 1 m, 1 km hundertmal verkleinert? 4. 1 m, 1 km tausendfach verkleinert? 5. Wie sehen folgende Flächenmaße aus nach der Verkleinerung: a) 1 cm^2, 1 dm^2, 1 m^2 im Maßstab 1 : 10? b) 1 m^2 im Maßstab 1 : 100? 1 : 1000? c) 1 km^2 1 : 1000? 6. Miß einen Buchdeckel, den Heftumschlag, ein Zeichenblatt mit dem Maßstab (nur ganze cm!) und zeichne diese Gegenstände im Maßstab 1 : 10! 7. Miß Länge und Breite des Schulzimmers (deiner Wohnstube) mit dem Metermaß (nur ganze m!) und zeichne die Figur (Rechteck) 100fach verjüngt! 8. Versuche den Grundriß der Turnhalle in verjüngtem Maßstab 1 : 1000 zu zeichnen!

9. Miß auf den Plänchen Seite 2 die Länge der Bahnhofhalle, des Paradeplatzes, die Breite der Sihl und der Limmat u. a. (mm!) Rechne die natürliche Größe aus, indem du nach und nach mit 2500 vervielfachst! 10. Aehnliche Messungen an dem Plänchen des Lindenhofes Seite 9! 11. Miß auf dem Plan Seite 3 mit Hülfe des unten angegebenen Maßstabes die Breite des Sees, die Länge der Limmat von der Quaibrücke bis zum Platzspitz, der Bahnhofstraße (Papierstreifen!) 12. Nenne Dinge, die

auf den Plänen Seite 2 nicht mehr dargestellt werden konnten, weil sie zu klein geworden wären! 13. Welche Gebäude sind auf den Plänen Seite 3—7 rot? 14. Was bedeuten die grünen Flecke? Die braunen Linien in den Straßen?

14. Stelle einen kleinen Berg aus Plastilin her (Unterlage ein Schiefer- oder Glasplättchen), lege ihn in ein Glasgefäß mit senkrechten Wänden! Ziehe auf der Wand des Gefäßes eine senkrechte Linie und teile sie in gleiche Teile (außen, mit Tinte, Kreide oder Oelfarbe)! Gieße Wasser zu und ziehe auf dem Abhang des Berges mit einer Stricknadel die Linien, wo das Wasser berührt! Belege die Linien nachher mit braunen Faden! 15. Oder: Forme einen Berg aus Lehm (oder Pl.), zerschneide ihn mit einem feinen Draht genau wagrecht in gleichdicke Schichten, lege die Schichten eine nach der andern auf Papier und fahre mit einem Bleistift den Rändern nach! (Schichtlinien oder Kurven!) 16. Zähle auf der Karte Nr. 11 die Kurven vom Fuß des Ü. (Albishof!) bis zum Gipfel! Versuche die Höhe auszurechnen (Schichtdicke 10 m)! 17. Suche punktierte Kurven und Zahlen! 18. Was bedeuten die Zahlen auf dem Gipfel des Ütli- und des Zürichberges (Karte Seite 13!) 19. Vergleiche die Zahl mit der, welche du in Aufg. 10 erhalten hast!

Wo stehen die Kurven eng aneinander? Wo sind sie weiter von einander entfernt? Erkläre diesen Unterschied! 21. Suche eine Straße, welche ungefähr den Kurven nachgeht! Wie ist sie? 22. Wie ist eine Straße, welche die Kurven rechtwinklig überschneidet?

5. **Die Himmelsrichtungen**: Ost, West, Süd, Nord; Windrose, Gesichtskreis, Mittagshöhe, Tag- und Nachtgleiche,

Sonnenwende, Vollmond, Mondviertel; zunehmen, abnehmen.

1. Wo hast du die Sonne schon aufsteigen sehen? wo untergehen? 2. Den Mond? 3. Wie heißt man die Linie, wo Himmel und Berge scheinbar zusammenstoßen? 4. Was glauben kleine Kinder etwa? 5. Zähle Dinge mit Namen auf, die den Gesichtskreis bilden (Berge, Gebäude, Wald usw.) und zeichne einen dir sichtbaren Teil! 6. Wo sieht man einen weiten Gesichtskreis? 2. An welchen Tagen geht die Sonne im Osten auf und im Westen unter? (Kalender!) 8. Der längste, der kürzeste Tag! 9. Versuche zu beobachten, wo an diesen beiden Tagen die Sonne auf- und untergeht! 10. Zeichne einen Teil des östlichen (westlichen) Gesichtskreises und gib an verschiedenen Tagen des Jahres die Stellen an, wo die Sonne auf- oder untergeht! 11. Wohin zeigt der Schatten eines Gegenstandes (Fensterpfosten, Stange, Baumstamm, Hausecke) zur Zeit der Mittagshöhe der Sonne, 12½ Uhr? 12. Wie heißt die entgegengesetzte Richtung (Gegenrichtung)? 13. Wann sind die Schatten lang, wann kurz? 14. Wann scheint die Sonne tief ins Zimmer? 15. Was beobachtest du an sonnigen, an schattigen Stellen im Frühling? (Schnee, Blumen). 16. Nenne Dinge, die von deinem Platze aus in östlicher, westlicher, südlicher, nördlicher Richtung liegen! 17. Zeichne eine Windrose mit den Haupt- und Nebenrichtungen und lege sie richtig vor dich hin! 18. Versuche die Karte Seite 12—13 richtig zu legen, indem du dich z. B. auf der Quaibrücke stehend denkst! 19. In welcher Richtung blickte der Flieger, der das Bild Seite 13—14 aufnahm? 20. Aufsätze: Beim Sonnenaufgang — Ein schöner Sonnenuntergang — Eine Mondnacht — Vollmond —.

6. **Straßen und Plätze:** Hauptstraße, Gasse; Fahrbahn, Gangbahn, Randstein, Schale, Dohle, Sammler, Schacht, Kanal, Kabel, Pflaster; Wischer, Kratzer, Löffel; pfaden, sanden, walzen; steil, eben, gewölbt.

1. Bildet Sätze! 2. Zeichnet unter Mithülfe des Lehrers einen Durchschnitt durch eine Straße! 3. Was für Wasser fließt in den Sammler? 4. Wohin führt der Kanal das Schmutzwasser? 5. Beschreibe, wie Sammler und Kanal gereinigt werden! 6. Warum werden die Straßen mit Wasser bespritzt? warum gepflastert? 7. Nenne eine Straße, wo die oben genannten Teile fehlen! 8. Eine Straße, die sehr steil ist! 9. Eine, die viele Biegungen macht, warum? 10. Eine stille, eine belebte Straße! 11. Eine enge Gasse! 12. Warum ist es ungesund, an einer verkehrsreichen Straße zu wohnen? 13. Wie sind die Hausnummern angeordnet?

14. Erkläre die folgenden Straßennamen: Bahnhofstraße, Zollikerstraße, Nordstraße, Uetlibergstraße, Limmatstraße, Gottfried Keller-Straße, Bergstraße usw. 15. Zähle Straßen auf, die benannt sind: nach einem Gebäude, einem Nachbardorf, einer Himmelsrichtung, einem Berg, einem Fluß oder Bach, einem berühmten Mann, einer Pflanze, einem Personennamen! 16. Erkläre die Namen folgender Plätze: Paradeplatz (Leutholdscher Plan und Bild!), Bürkliplatz (Denkmal im Alpenquai!), Schiffländeplatz, Zwingliplatz, Weinplatz! Suche diese Plätze auf der Karte! auf dem Murerschen, dem Leutholdschen Plan! 17. Nenne einen dir bekannten Platz und zähle die Straßen auf, die davon ausgehen! 18. Aufsätzchen: Ein Unglück — Ein Auflauf — Ein Pferd durchgebrannt — Ein Radbruch — Von der Dampfwalze — Die große Bürste — Im Kanal — Der Ball in der Dohle — Verirrt — Ein Kanal, eine Leitung wird gelegt usw.

7. Die Straßenbahn: Wagenhalle, Wartehäuschen, Geleise, Weiche, Strom; Bügel, Schalthebel, Bremse, Plattform, Sitzplatz; Führer, Schaffner, Aufseher, Spurreiniger; Block, Fahrschein, Fahrheft, Dauerkarte; lochen, gültig, besetzt.

1. Bilde Sätze! 2. Zähle auf, was du im Tramwagen gelesen hast! 3. Die große farbige Zahl vorn! Die lange Tafel auf der Seite! 4. Nenne die Haltestelle, die deiner Wohnung am nächsten ist! 5. Wo bist du schon eingestiegen? 6. Eine Endhaltestelle! 7. Verfolge eine dir bekannte Tramlinie auf dem Stadtplan No. 8! Durch welche Straßen führt sie? 8. Beschreibe kurz einen Fahrschein! Wo locht ihn der Schaffner? Wann zerreißt er ihn? 9. Regeln des Anstandes und der Höflichkeit beim Tramfahren! 10. Aufsätzchen: Eine Tramfahrt — Ein Unfall — Eine Irrfahrt — Ein Auftritt — Ein höflicher (unhöflicher) Fahrgast.

8. Grenzen und Größe der Stadt: Altstadt, Ausgemeinde, Quartier, Stadtkreis, Stadtbann, Stadtgrenze; angrenzen, vereinigen.

1. Sätze! 2. Wo hast du schon Grenzsteine angetroffen? Zeichne oder beschreibe einen! 3. Vergleiche ihn mit den gewöhnlichen Marksteinen, wie sie zwischen den Grundstücken oder den Wegen nach stehen! 4. Beachte die oben eingehauenen Linien! Verfolge ihre Richtung bis zum nächsten Stein! 5. Aus was für Linien besteht die Grenze meistens? 6. Suche natürliche Grenzstrecken (Fluß, Bach, Bergrücken) auf Karte Seite 8! Straßen, welche der Grenze nachgehen! 7. Zähle Nachbargemeinden auf, welche an die Stadt grenzen (stoßen)! 8. Nenne Straßen, welche über die Grenze gehen! 9. Zu welcher Gemeinde gehört der Gipfel des Uetliberges? 10. Miß mit dem Maßstab unten

an der Karte (Papierstreifen!) die Entfernung zwischen einigen Grenzpunkten, z. B. Uetliberg und Zürichberg, Tiefenbrunnen und Limmat bei Höngg (Luftlinie!) 11. Versuche ungefähr den Umfang des Stadtbanns zu messen!

9. Sihl und Limmat: Fließende Gewässer, Wasserstand, Ufer, Flußbett; anschwellen, reißen, münden.

1. Wo fließen Sihl und Limmat zusammen? 2. Vergleiche die beiden Flüsse: Breite, Tiefe, Farbe des Wassers! 3. Wann hat die Sihl etwa viel Wasser (einen hohen Wasserstand)? 4. Was sieht man im Bett der Sihl bei niederem Wasserstand? 5. Nenne Brücken, auf denen du schon über die Sihl gegangen bist! Warum haben sie wohl nur einen Bogen? 6. Wo hast du die Sihl schon außerhalb der Stadt gesehen? 7. Nenne Dinge, die ihren Namen von der Sihl haben! 8. Suche auf dem Plan Seite 19 die „zahme Sihl" (Sihlkanal) und erkläre ihren Namen! Wo floß sie in die Limmat? Suche das Sihlwiesli! (Richtplatz, Lesestück Seite 113). 9. Warum ist die zahme Sihl heute verschwunden (Sihlstr.)? 10. Vergleiche die damalige Sihlbrücke (Plan Seite 19) mit der heutigen! die Gegend von Außersihl mit heute!

11. Zähle die Brücken auf, die über die Limmat führen! 12. Sage von jeder, welche Straßen oder Plätze sie verbindet! 13. Suche die Namen der Brücken zu erklären! 14. Wo hast du in der Limmat schon ein Stauwehr gesehen? Erkläre, wozu es da ist! 15. Wo teilt sich die Limmat in zwei Arme (Insel)? Was steht heute dort? Erkläre den Namen „Papierwerd" (Pläne v. 1576 u. 1850)! 16. Eine Stelle der Limmat, wo sie reißend ist! 17. Wo hat sie noch ein natürliches Ufer innerhalb der Stadt? 18. Wie unterscheidest du das rechte und linke Ufer voneinander? 19. Zähle Gebäude auf und sage, auf welchem

Ufer sie stehen! 20. Schätze die Tiefe der Limmat! 21. Dinge, die den Namen von der Limmat haben! 22. Wo hast du die Limmat schon außerhalb der Stadt gesehen? 23. Welche Brücken fehlten 1850 noch? 24. Was war an Stelle der Bahnhofbrücke? 25. Vergleiche das Limmatquai von 1850 mit heute! 26. Beschreibe nach dem Plan von 1576 die beiden Mühlestege? 27. Woraus bestanden damals die „obere und die niedere Brugg" (Münster- und Rathausbrücke)? Wo stand die Wasserkirche (Name!)? 28. Aufsätzchen: Baden in der Sihl — Spielen im Bett der Sihl — Hochwasser — Der Limmatklub — Ins Wasser gefallen —.

10. **Bäche**: Bachbett, Bord, Schwelle, Geröll, Tobel, Quelle, Mündung, Gefälle, Wehr; entspringen, stauen, schwemmen, anschwellen.

1. Sätze aus Erlebnissen! 2. Nenne einen dir bekannten Bach! Woher kommt er? Wohin fließt er? 3. Erkläre die Namen: Hornbach, Wildbach, Wehrenbach, Trichtenhauserbach! 4. Suche auf der Karte No. 13, wo er herkommt! 5. Wie erklärst du dir, daß viele Bäche im Stadtbild plötzlich aufhören? (Karte No. 13!). 6. Kennst du solche Bäche? (Straßennamen!) 7. Suche auf dem Leutholdschen Plan den Mühlebach (der heute verschwunden ist)! 8. Nenne ein Bachtobel, das im Sommer viel besucht wird!

9. Wann schwillt der Wehrenbach (oder ein anderer, dir bekannter Bach!) an? 10. Aussehen des Wassers? warum? 11. Schöpfe eine Literflasche voll getrübtes Bachwasser, lasse es stehen und beobachte, was geschieht! 12. Wie denkt man sich das Zürichhorn entstanden? 13. Aufsätzchen: Eine Ueberschwemmung — Spiele am Bach — Ein Ausflug ins Wehrenbachtobel (Elefantenbachtobel) —.

11. **Der See**: Wasserfläche oder Seespiegel, Ufer, Grund, Halde, Bucht, Hafen, Anlage, Schiffsteg, Floß.

1. Sätze! 2. Woher erhält der See sein Wasser? 3. Warum nennt man ihn „ein stehendes Gewässer"? 4. Wann ist der Seespiegel eben? 5. Was entsteht bei starkem Wind oder wenn ein Dampfschiff vorbeifährt? 6. Was beobachtest du, wenn du einen Stein in das ruhende Wasser wirfst?

7. Wie sieht das Ufer bei niederem Wasserstand aus? 8. Wann steigt der Seespiegel? 9. Wo wird der Wasserstand abgelesen? 10. In der Badanstalt bei Niederwasser! bei hohem Stand der Wasserfläche! 11. Nenne eine Strecke, wo das Ufer natürlich ist! eine Strecke, wo Ufermauern vorhanden sind! 12. Vergleiche die Seeufer auf dem Leutholdschen Plan Seite 19 mit heute! 13. Wie sind die Quai-Anlagen entstanden? 14. Wo stand die „Klausstud" früher? (Lesestück Seite 34!) 15. Erkläre die Namen Alpenquai, Utoquai! 16. Was ist in den Anlagen verboten?

17. Was für Dinge führen die Lastschiffe? 18. Wie werden sie heute getrieben? früher? 19. Nenne die Namen einiger Raddampfer? von Schraubenschiffen? 20. Wo befinden sich die Dampfschiffe, wenn sie nicht gebraucht werden? 21. Aufsätze: Spiele am Ufer — In der Badanstalt — Eine Fahrt mit dem Dampfschiff — In einem Ruderschiffchen — In den Wellen — Sturm — Ins Wasser gefallen — Im Hafen —.

12. **Uetliberg und Zürichberg**: Fuß, Abhang, Gipfel, Rücken, Grat, Bergkette, Einsattelung; flach, gewölbt, steil, abschüssig, sanft; ansteigen, abfallen.

1. Forme aus Lehm, Sand oder Plastilin einen kleinen Berg und zeige daran die oben genannten Teile! 2. Ver-

suche sie an dem Bild Atlas Seite 14 zu zeigen! 3. Erkläre die verschiedene Färbung der Abhänge! 4. Benenne den schattigen Abhang nach der Himmelsrichtung, welcher er zugekehrt ist! den sonnigen! 5. Um welche Tageszeit wurde das Bild aufgenommen?

6. Welchen der beiden Berge siehst du von der Wohnung (vom Schulzimmer) aus täglich? 7. Womit ist der Abhang des Zürichberges (Uetliberges) bedeckt, den du siehst? Welcher Abhang ist dir unsichtbar? Wann sieht man beide Abhänge? (Bild Seite 14, Karte Seite 10—12). 8. Nenne den kürzesten Weg von dir aus auf den Zürichberg! Uetliberg! 9. Was liegt hinter dem Zürichberg? Uetliberg? 10. Zähle einige Dinge auf, die man vom Gipfel des Uetlibergers sieht, die aber von deiner Wohnung aus nicht gesehen werden können! Warum hat man vom höchsten Punkt des Zürichberges keine Aussicht? Name dieser Stelle? 12. Wo beginnt die Uetlibergbahn? 13. Warum macht sie einen so großen Umweg? 14. Vergleiche sie mit der Dolderbahn!

15. Vergleiche die Höhe der beiden Berge! 16. Woraus besteht der Gipfel des Uetliberges (beim Leiterli!)? 17. Wie denkst du dir die Faletsche entstanden? 18. Woraus besteht sie (das Berginnere!)? 19. Warum sieht man wohl am Zürichberg keine Abstürze? 20. Woher stammt wohl der Lehm in den Lehmgruben? Die Baumstrünke? 21. Was wird aus dem Lehm hergestellt? 22. Erkläre den Namen „Backstein"! 23. Aufsätze: Ein Ausflug auf den Uetliberg (Zürichberg) — Ein Nebelmeer — Auf der Faletsche (Manegg) — Auf dem eisernen Turm — Eine Kletterei — In der Lehmgrube — In der Ziegelei — Das Schlachtdenkmal.

Inhaltsverzeichnis.

Seite	Überschrift des Lesestückes	Quelle	Verfasser od. Bearbeiter
	I. Haus, Gasse und Umgebung.		
1	Im Neubau	Gansberg, Streifzüge	gekürzt
4	Wenn man in einem Miethause wohnt	Kindererlebnis	G
6	Beim Maler	Gansberg, Streifzüge	gekürzt
9	Eine Stadtreise mit schlimmem Ausgang	Kindererlebnis	G
12	Allerlei Bergsteiger	Kindererlebnis	G
	II. Am Wasser.		
17	Im Fischladen	Gansberg, Streifzüge	bearbeitet
19	Ein kleines Segelschiff . . .	Kindererlebnis	G
24	Ungebetene Gäste	Kindererlebnis	G
25	Von den nistenden Schwänen .	Jugenderinng.	G
27	Eine dankbare Möve	A. Fisler, Gsch. z. Vorerzählen	bearbeitet
28	Woher kommen die Möven? . .	Züricher Post u. Alb. Graf	bearbeitet
29	Das Baden im Zürichsee ums Jahr 1500	a. Heimatkunde	Nik Wynmann

Seite	Überschrift des Lesestückes	Quelle	Verfasser od. Bearbeiter
	III. Der See als Wasserstrasse.		
31	Ein unfreiwilliges Bad	Jugenderinng. v. K. Helbling	bearbeitet
34	Das Märtschiff um 1800 . .	Aus Zürichs Vergangh. u. a.	G
37	Das Dampfschiff 1835	Aus Zürichs Vergangh. u. a.	G
41	Fröhliches vom neuen Dampfschiff	Zollikerbote: Erinn. eines alt. Kapitäns u. a.	bearbeitet
	IV. Der Verkehr zu Lande.		
42	Glücklich gerettet	Jugenderinng. v. F. Helbling	bearbeitet
44	Der Dampfwagen 1847 . . .	Verschiedenes	G
48	Aus der Zeit der Postkutsche .	Neujahrsblatt d. Waisenh. 1910	bearbeitet
52	Was vor 100 Jahren in der Zeitung stand	Zeitgenössische Blätter	Auswahl
54	Was die Anwohner der Marktgasse an den Rat schrieben .	Memorabilia tigurina Erni 1750	etw. bearb.
	V. Die Schule.		
56	Nastuch und Schulheft, eine Lumpengeschichte	Herstellung des Papieres	G
60	Ein vergessenes Schulgerät . .	Jakobi, Schreibunt. u a.	bearbeitet

Seite	Überschrift des Lesestückes	Quelle	Verfasser od. Bearbeiter
62	Was ein Lehrer der Fraumünstergemeinde über seine Schulstube berichtete	Dr. W. Klinke, Zeit d. Helvet.	bearbeitet
63	Eine Hausschule vor 100 Jahren	Zch. Taschenb.	W. Meyer
65	Ein fahrender Schüler um 1500	Lebensgeschich. Thom. Platters	etw. bearbeit.
68	Die erste Schule in Zürich . .	Dr. Ulr. Ernst, Z. Schulwesen Ende d. 16. J.	bearbeitet
	VI. Aus dem Haushalt der Stadt und ihrer Bewohner.		
70	Woher die Milch?	Kindererlebnisse	G
74	Seewasser	Besuch des Filterwerks	G
78	Vom Trinkwasser ehedem . .	Voegeli, das alte Zürich	bearbeitet
80	Korn u. Brot in früheren Zeiten	Mem. tigur.	bearbeitet
83	Ein Luftballon und was darin ist	Kindererlebnis	G
85	Von der Beleuchtung	Verschiedenes	G
86	Die ersten Zündhölzchen . . .	Neujahrsblatt d. Waisenh. 1910	Dr. F. Meyer
87	Allerlei aus dem Haushalt der Großeltern 1850	Zch. Taschenbuch 1918	etw. bearbeit.
91	Als die Banknoten kamen . .	Neujahrsblatt d. Waisenh. 1910	Dr. F. Meyer

Seite	Überschrift des Lesestückes	Quelle	Verfasser od. Bearbeiter
	VII. Kleidersitten und Gebräuche.		
94	Aus der Zopfzeit	Zch. Taschenb. 1858 u. 1882	L. Meyer v. K. u. Dav. Heß
96	Die Zwölfer	Zch. Taschenbuch 1858	bearbeitet
99	Auf der niedern Brugg . . .	Aus Zürichs Vergangenheit Olga Amberger	bearbeitet
102	Wie das Knabenschießen entstand	Mem. tigur.	bearbeitet
103	Der Lindenhof	Verschiedenes	bearbeitet
105	Badenschenken	Mem. tig. 1742 Bluntschli	etw. bearbeit.
106	Eine Badekur vor 100 Jahren .	Züricher Post	Bundesrat Frey
108	Aschermittwoch	Mem. tig. 1742	bearbeitet
	VIII. Recht u. Ordnung.		
110	Wie in der „guten alten Zeit" gestraft wurde	Verschiedenes	G
113	Ein Unverbesserlicher	Zch. Taschenbuch 1918	etw. bearbeit.
114	Was die Ratsherren zu tun hatten	Mem. tig. 1742	bearbeitet
116	Wie für die Sicherheit gesorgt wurde	Züricher Post u. Mem. tigur.	bearbeitet
119	Reinlichkeit und Gesundsein. .	Festschrift der Stadt Zch. 1909	bearbeitet
120	Wackerbold 1280.	Alt. Heimatkde.	bearbeitet
122	Vom Feuerlöschen in alter Zeit	A. Heer u. a.	bearbeitet
124	Der Wellenberg	Neujahrsblatt d. Waisenh. 1910	etw. bearbeit.

Seite	Überschrift des Lesestückes	Quelle	Verfasser od. Bearbeiter
	IX. Vom Wetter und allerlei Ereignissen.		
127	Der Brand des Grossmünsterturmes um 1763	Mem. tigur.	etw. bearbeit.
129	Wie der Geißturm zerstört wurde 1652	Mem. tig. 1742 Bluntschli	bearbeitet
130	Das Erdbeben	Schäfer, Lebenstag eines Menschenfreund.	etw. bearbeit.
132	Eisgang der Sihl, 22. Febr. 1802	Mem tig.	bearbeitet
133	Von seltsamen Jahrgängen . .	Mem. tig.	bearbeitet
134	Die Seegefrörne 1891	Jugenderinng.	G
138	Ein Nebelmeer	Kindererlebnis	G
	X. Unsere Stadt in Kriegsnot.		
141	Die Hochwachten	Alte Heimatk., Binder, Wanderbild v. Ütliberg	bearbeitet
142	Die erste Schlacht bei Zürich u. der Rückzug der Franzosen aus der Stadt, 2.—6. Juni 1799	Zch. Taschenb.	Augenzg.
145	Die Russen sind da	Zch. Taschenb.	Augenzg.
147	Was Reinacher über seine Erlebnisse beim Abzug der Russen erzählt, 1799	Zch. Taschenb.	Augenzg.
149	Der unglückliche Lavater . .	Eigene Aufzeichnungen	Lavater, etw. gekürzt
152	Die Stadt wird beschossen, 1802	Zch. Taschenb.	Augenzg.

Seite	Überschrift des Lesestückes	Quelle	Verfasser od. Bearbeiter
154	Enttäuscht	Zch. Taschenb.	Augenzg.
155	Die verirrte Kanonenkugel . .	Erinng. seit mehr als 60 Jahren	Dr. H. Escher
	XI. Sagen und Geschichten aus alter Zeit.		
156	Felix und Regula	Alte Heimatk.	bearbeitet
159	Kaiser Karl der Große und die Schlange	Alte Heimatk.	bearbeitet
160	Der leuchtende Hirsch	Alte Heimatk.	bearbeitet
163	Die Wasserkirche 1504 . . .	Vögeli, Das alte Zürich	etw. gekürzt
165	Der Hardturm	Alte Heimatk.	bearbeitet
167	Die Wappen . . . , . . .	Alte Heimatk.	bearbeitet
169	Wie die Ütliburg zerstört wurde 1268	Binder, Wanderbild des Ütliberges, u. a.	bearbeitet
171	Die geharnischten Frauen. . .	Alte Heimatk.	bearbeitet
173	Manegg geht in Flammen auf .	Alte Heimatkunde u. a.	bearbeitet
	ANHANG.		
176	Münzen, Kornmaße		
177	Fragen und Aufgaben		

Zentralbibliothek Zürich
ZM03007187

G. WOLFENSBERGER
GROSSBUCHBINDEREI
— ZÜRICH —